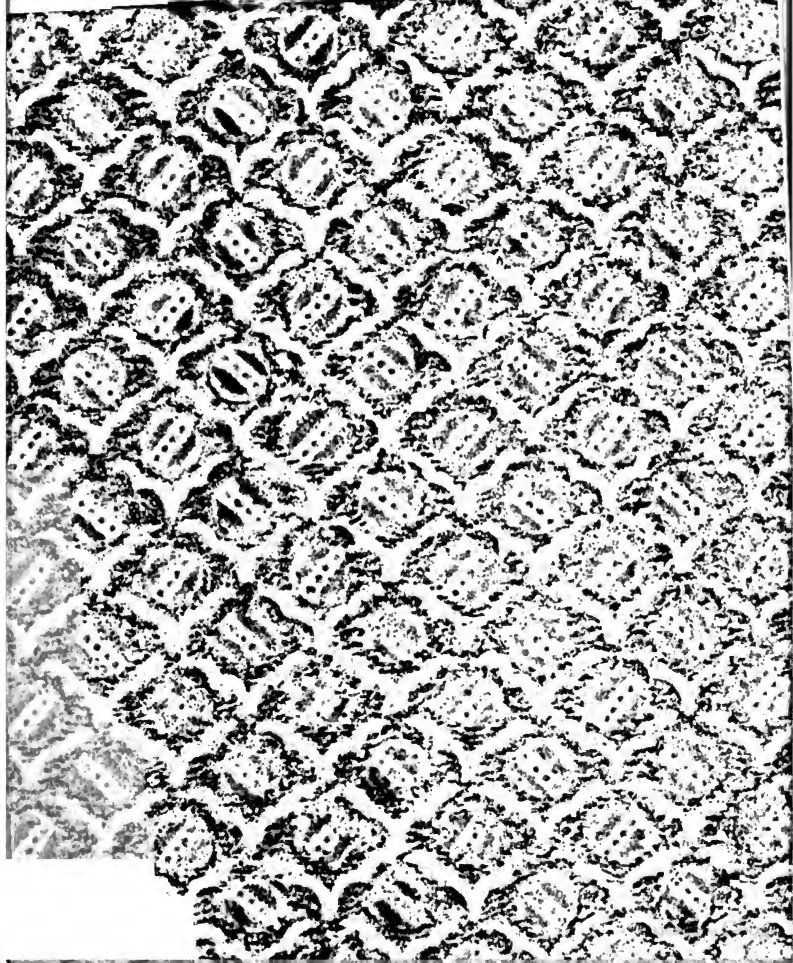
Sieg der dummheit, und andere geschichten

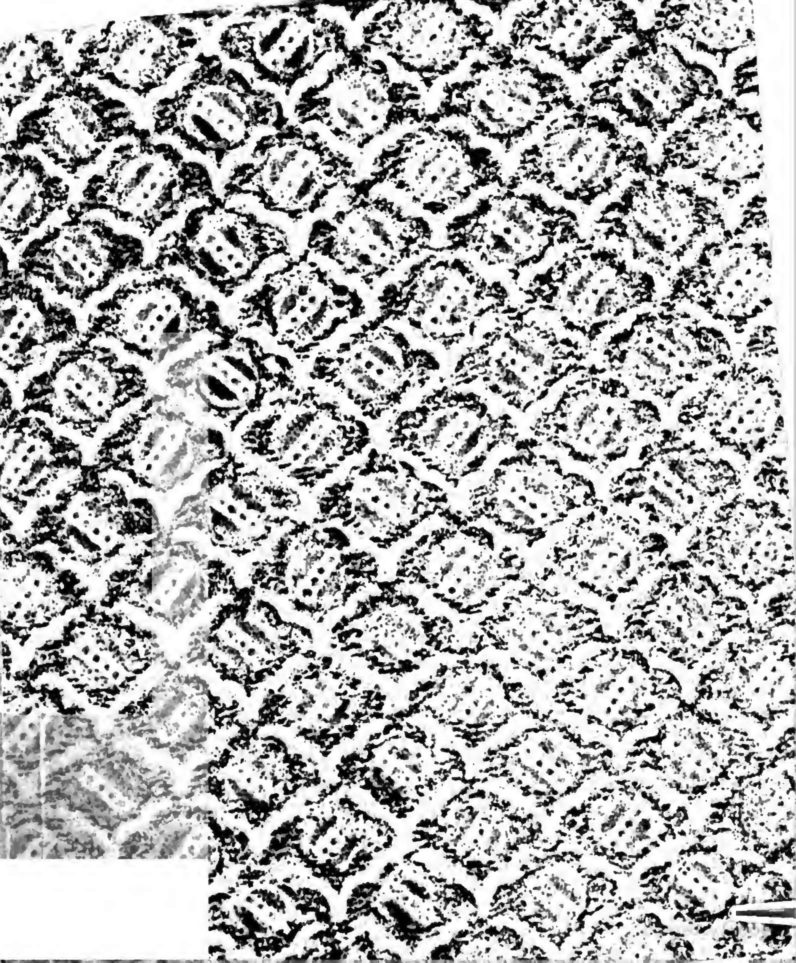
Hermann Wagner


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Sieg der Dummheit


Dei
Sub Numine
Viget



Sieg der Dummheit

Von Hermann Wagner ist bisher erschienen:

bei Georg Müller in München:

Die rote Flamme, Novellen, 2. Tausend

Die feindlichen Mächte, Novellen, 2. Tausend

bei Axel Juncker in Berlin:

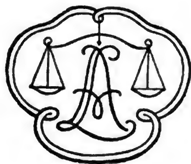
Das Lächeln Mariä, Roman, 6. Auflage

Kleine Bibliothek Langen Band 113

Hermann Wagner

Sieg der Dummheit

und andere Geschichten



Albert Langen, München

Inhalt

Seite

Der heimische Dichter

Der heimische Dichter — wer ist das? Das bin ich. In Kitzenleutha und den umliegenden Gemeinden bin ich „der heimische Dichter".

Das war nicht immer so, bewahre.

Vor zehn Jahren zum Beispiel war ich durchgefallener Gymnasiast und obskurer Schreiber beim Rechtsanwalt Mau.

Fünf Jahre später vertrieb ich photographische Apparate, serbische Lose und Bücher vaterländischen Inhalts gegen Raten. Die photographischen Apparate waren schlecht, die Lose verboten, die Bücher vaterländischen Inhalts unanbringlich, und mich schimpfte man eine „fragwürdige Existenz".

Da warf ich mich entschlossen auf die Journalistik und schrieb Artikel für oppositionelle Blätter. Es kam gar bald an den Tag. Ich wäre

Sozialdemokrat, sagte man nun, oder Anarchist oder Gottesleugner, und es käme mit mir genau so, wie es hätte kommen müssen. Und man zwinkerte mit den Augen und nannte mich einen „Entgleisten".

Und dann — nun ja, dann bekam ich mit einem Male ganz unerwartet einen Preis.

Das heißt: unerwartet für Kitzenleutha und die umliegenden Gemeinden.

Man machte ungläubige Gesichter und spitzte die Ohren.

„Wie — der?" fragte man. „Der — dieser?!"

„Ja, der," bestätigte der Briefträger, der das Geld gebracht hatte, „dieser..."

Und da wurde ich über Nacht „der heimische Dichter".

Und sowohl das freisinnige wie das klerikale und das sozialdemokratische Organ der Stadt brachte jene sensationelle Notiz:

„Wir freuen uns, melden zu können, daß unserem verehrten heimischen Dichter — —."

Und so weiter.

*

Eigentlich bin ich nicht ohne Konkurrenz. Nein,

in Kitzenleutha und den umliegenden Gemeinden bin ich nicht ohne Konkurrenz.

Da ich ehrlich bin, gebe ich das ohne weiteres zu, und da mir scheeler Konkurrenzneid fern liegt, zögere ich nicht, das, was an meinen Mitdichtern anzuerkennen ist, anzuerkennen, und zu loben, was irgend zu loben ist.

Es sind also zwei Lehrer am Platze, die auch dichten, und ein ehemaliger Färbermeister, der es nicht mehr nötig hat, ist auch da, und nicht minder eine korpulente Kurzwarenhändlerin, die Tragödien schreibt.

Sie alle erheben Anspruch darauf, „der heimische Dichter" zu sein, besonders der eine Lehrer, der nie schlafen geht, ohne wenigstens drei Gedichte verfertigt zu haben.

Ähnelte er in seinem Äußeren nicht so sehr einem Schneider, ich wäre versucht, ihn eine Kraftnatur zu nennen. Er sprudelt gleichsam seine Lieder, ja, er gibt sie sprudelnd von sich, und da er außerdem witzig ist, nennt er sich drollig den „Reichsfreiherrn von Sprudeljung" und seine Lieder „sprudeljunge Lieder".

Das wäre die Konkurrenz.

Sie ist eine, die sich quantitativ wohl sehen lassen kann, die aber, was die Qualität betrifft —

Doch nein, ich bin weit entfernt davon, üble Kritik an ihr zu üben, ich beeile mich vielmehr, anzuerkennen, daß sie viel Sinniges, Minniges und Herziges geschaffen hat!

Aber, so frage ich: hat sie einen Preis?

Einen Preis hat sie nicht.

Ganz Kitzenleutha wird das bestätigen, und wenn Kitzenleutha es bestätigt, dann wird man es auch glauben.

Ich dagegen habe einen Preis!

Und da ein Preis nie ohne zureichenden Grund verliehen wird, so darf ich auch annehmen, daß ich den meinen verdiene.

Ganz Kitzenleutha denkt so.

Und da ganz Kitzenleutha so denkt und da nicht minder alle umliegenden Gemeinden so denken, so brachten die drei städtischen Organe wiederum mit vollem Recht jene schöne Notiz:

„Wohl selten ist ein Preis ehrlicher verdient

worden wie in dem Falle unseres allverehrten heimischen Dichters — —"

Und so weiter.

*

Es hieße die Bescheidenheit zu weit treiben, wollte ich verschweigen, daß ich in meiner Eigenschaft als heimischer Dichter vielerlei Vorteile genieße. Sie sind vor allem sozusagen gesellschaftlicher Natur, diese Vorteile, und äußern sich in jenem ehrerbietigen Wohlwollen, wie es der heimischen Dichtung gegenüber nun einmal gang und gäbe und durchaus am Platze ist.

Überhaupt zerfallen die Bewohner Kitzenleuthas in zwei Kategorien: in eine, die mich grüßt, und in eine, die, wenn ich sie grüße, geschmeichelt dankt. Oder, anders ausgedrückt: es gibt in Kitzenleutha Gymnasiasten und Kapitalisten, von denen mich die einen hoch-, die anderen beachten.

Aber außer diesen gibt es in Kitzenleutha auch noch Frauen, und sie sind es, die mir jene Vorteile bringen, um derentwillen allein es sich lohnt, „der heimische Dichter" zu sein.

Würde ich zu weit gehen, wenn ich sagte, daß sie mich lieben? Ich bin viel zu diskret, um das zu entscheiden. Doch die Tatsache, daß sie enormes Interesse für mich haben, wird niemand bestreiten — etwa die Ehemänner ausgenommen, die ja immer und überall blind sind.

Es gibt sehr nette Frauen in Kitzenleutha, und es gibt in Kitzenleutha Frauen, die weniger nett sind; es gibt graziöse und schlanke, rundliche und runde, blonde, schwarze und braune; es gibt bescheidene, zurückhaltende, feurige, leidenschaftliche, phlegmatische und scheinbar kalte —: aber alle — ich kann es nicht leugnen — alle, wie immer sie geartet sein mögen, legen ein auffallendes, freilich schon sehr auffallendes Interesse für mich, den heimischen Dichter, an den Tag.

In besonders toller, sozusagen schamloser Weise, geht namentlich eine vor, eine — ich will ihren Namen nicht nennen.

Aber ich will feststellen, daß sie sich irrt. So einer, wie sie glaubt, bin ich nicht.

Oder kann sie behaupten, daß ich nur das geringste unternommen habe, das sie in ihrem leicht-

fertigen Unterfangen irgendwie hätte ermutigen können?

Nein.

Ich wäre nicht der heimische Dichter, der zu sein ich auf Grund des erhaltenen Preises die Ehre, das Recht und die Pflicht habe, wenn ich nicht wüßte, was ich meinem Metier schulde.

Ich weiß es.

Erdgeruch strömt aus meinen Werken, der keusche Duft jener Scholle, die an meinen Schuhsohlen klebt.

Sie, die es angeht, lasse sich das gesagt sein!

*

Kann ich etwas dafür, daß sie es sich nicht gesagt sein läßt — absolut nicht?!

Sie würde mich unfehlbar kompromittieren, und schon im Interesse der Heimat, deren Dichter an seiner Reputation keinen Schaden nehmen darf, muß ich mit ihr, die mein Feind ist, unterhandeln.

Als geeignetesten Ort wählen wir dazu ihre Wohnung. Ihr Mann wäre nicht zu Hause, meint sie, und überhaupt wäre nichts zu befürchten.

Wir kämpfen. Was ich ins Treffen führen

kann, ist freilich nur ein Abstraktes — mein Ruf, der Ruf des heimischen Dichters. Wofür sie sich hingegen einsetzt, ist ein Substanzielles: mein Bart.

Ach, sie liebt ihn, diesen Bart, wie noch nie jemand meine Werke geliebt hat, und sie erklärt, eher sterben, sich eher von ihrem Manne scheiden lassen zu wollen, als zu dulden, daß er — der Bart — je eine andere beglücke.

Nun, ich will ja zugeben, daß mein Bart etwas ganz Außerordentliches ist, ein Nonplusultra unter den Bärten, schon mehr ein Wald als ein Bart, ein Urwald — aber liebt man den heimischen Dichter um der Urwüchsigkeit seiner Barthaare willen, oder weil seine Barthaare schwarz sind, tief schwarz und glänzend?

Gemeinhin tut man das nicht. Und ich suche das der, die so wenig Respekt vor dem heimischen Dichter in mir hat, klar zu machen.

Aber was tut sie? Sie lacht mich aus, hängt sich an meinen Hals und behauptet, das Bezwingende an mir wäre trotzdem nur mein Bart — mein unvergleichlicher Vollbart!

Ich stöhne.

„Aber der Preis? Hat man mir nicht den Preis verliehen, weil Erdgeruch aus meinen Werken strömt, der keusche Duft jener Scholle, die an meinen Schuhsohlen klebt?!“

Da schließt sie mir mit einer Sturzwelle von Küssen den Mund.

„Welchen Preis bekäme dann erst dein Vollbart,“ seufzt sie, „ach, dein unvergleichlicher Bart!“

Und so gebe ich jeden Widerstand auf. Er ist unnütz, es ist nichts zu machen. Sie will, und damit basta. Schluß.

Wir verriegeln das Zimmer und ziehen an den Fenstern die Vorhänge zu. Ich halte das Taschentuch vor meine Nase. Der keusche Duft der deutschen Scholle wird verdrängt von dem aufdringlichen Parfüm französischen Leichtsinns.

Während sie mich küßt, knirsche ich mit den Zähnen. Ich werde mich rächen. Ich werde mir den Bart abnehmen lassen.

*

Mein Bart ist gefallen, wie meine Tugend gefallen ist, nur leider zu spät.

Heute morgen stürzt ein Mann in mein Zimmer, fuchtelt wild mit den Armen und fordert — —

„Was fordern Sie?" frage ich, da es mir unmöglich ist, ihn zu verstehen.

„Rechenschaft!" brüllt er.

Er ist krebsrot im Gesicht, hat einen Fettbauch und die Glatze eines Ehemannes jenseits der Fünfzig.

Ich blicke ihn verständnislos an.

„Herr," schreit er, „Herr — sind Sie nicht der — —"

„Der heimische Dichter," bestätige ich, „jawohl."

„Zum Teufel, nein — der Mann mit dem Barte!"

Ich glaube ein Recht zu haben, gekränkt zu sein, und verhehle ihm das nicht. Meine Stimme bebt. Für Leute seiner Art wäre ich noch immer der heimische Dichter. Verstanden? Und ich setze energisch einen Fuß vor und fahre mit dem Zeigefinger meiner rechten Hand in den Ausschnitt meiner Weste.

„Überhaupt — mit wem habe ich die Ehre?"

Er schnauft. Nein, diese Frage sei gut. Ausgezeichnet sei sie, diese Frage, geradezu unbezahlbar. Ob ich noch mehrere solcher Fragen hätte?

Ich werde ungeduldig. Ich werde nervös. Ich versenke die ganze Hand in den Ausschnitt meiner Weste und trete einen weiteren Schritt vor.

„Mein Herr —?!"

Na schön. Er wäre also — um es gerade heraus zu sagen — ihr Mann!

Ihr Mann!

Ich trete zwei Schritte zurück. Meine Hand fährt blitzschnell aus dem Westenausschnitt heraus. Ich erbleiche.

„Ja dann," sage ich und greife unwillkürlich an den Bart, der nicht mehr da ist, „dann stehe ich zu Ihrer Verfügung!"

Er lacht mir plebejisch ins Gesicht. So heftig, daß sein Bauch ins Wackeln kommt, und daß die wenigen Haare an dem Rande seiner Glatze sich sträuben. Es ist mir sofort klar: er gehört nicht in die Kategorie der Gymnasiasten, sondern in die der Kapitalisten.

Ich stelle mich stramm. Ich besinne mich, daß

ich trotz alledem noch der heimische Dichter bin, und das gibt mir einigermaßen Rückgrat.

„Was werden Sie tun?" frage ich und lasse durchblicken, daß ich nicht weniger geneigt bin, zur Pistole wie zum Säbel zu greifen.

Da wird er blaurot im Gesicht und flüchtet zur Türe. Und während er der Sicherheit halber schon den Drücker in der Hand hält, wendet er sich noch einmal um und schreit:

„Nein! Ich werde Sie verklagen!"

*

Gerichtstag.

Bezirksgericht Kitzenleutha, Abteilung für Strafsachen, II. Stock, Tür 5.

Richter, Angeklagter und Kläger. Staatsanwalt, Rechtsanwalt und ausgeschlossene Öffentlichkeit.

Die reuige Verführte und als Korpusdelikti mein Bart.

Zuerst spricht der Mann, der den Staat, dann der andere, der das Recht vertritt. Das Recht ist auf meiner Seite. Aber der Staat hat die Majorität. Die Folgen sind zwei Monate Gefängnis.

Wie ein großes Aufatmen geht es durch Kitzenleutha. Die Gymnasiasten grüßen mich nicht, die Kapitalisten danken mir nicht, die Frauen vermissen meinen Bart.

In dem liberalen städtischen Organe aber nimmt der Reichsfreiherr von Sprudeljung das Wort. Er appelliert an das deutsche Gewissen, an die deutsche Ehre und fordert zum Kampfe für die heiligsten Güter auf. Einigkeit mache stark, meint er. Und der Bart wäre schon gefallen.

Und nun bricht ein unermeßlicher Jubel los, in Kitzenleutha, in den umliegenden Gemeinden, unter den Gymnasiasten, den Kapitalisten und den Frauen. Man hält Versammlungen ab, setzt ein Komitee ein und beschließt eine Feier zu veranstalten. Man gründet einen Verein. Und als Obmann bestimmt man den Reichsfreiherrn von Sprudeljung, „unseren allverehrten heimischen Dichter“...

Das gibt mir einen Stich. Einen richtigen Stich, mitten durchs Herz.

Und in aller Heimlichkeit ziehe ich mich aus dem öffentlichen Leben zurück. Auf acht Wochen,

2*

in ein dunkles Asyl. Und hier suche ich Trost in dem Gedanken, daß der neue heimische Dichter trotz alledem keinen Preis, ja nicht einmal einen Bart hat.

Und ich beschließe mich zu rächen.

Ich werde mir wieder den Bart wachsen lassen — meinen unvergleichlichen Vollbart!

Der Meuchelmörder Benjamin

Es war das Tragische in dem Schicksale Benjamin Süßemilchs, daß ihm die Vorsehung ein so gutes Herz mitgegeben hatte. Er war aus jener Mischung zusammengesetzt, aus der nicht allein in Österreich die Märtyrer hervorgehen: aus Idealismus und Beschränktheit. Denn daß Benjamin ein gar so großer Idealist war, war sein Verhängnis. Und weil er über normales Maß beschränkt war, sah er das nicht ein. Er konnte also nur ein schlimmes Ende nehmen.

Er fing damit an, daß er ein Musterknabe war, und ließ es sich nicht nehmen, in der Schule immer der erste zu sein. Er hatte artige Manieren, ging sauber gekleidet und aß sein reichlich belegtes Butterbrot mit dem selbstsicheren Stolze jenes,

der sich gerecht weiß. Natürlich blieb es nicht aus, daß er, als Gerechter, auch viel zu leiden hatte. Er vergoß manch bittere Träne, wenn seine Mitschüler in seltener Einmütigkeit über ihn herfielen und ihn verhauten, nur aus dem einen Grunde, weil er gar so brav war, und die Beschwerden, die er gegen diese Behandlung beim Herrn Lehrer einlegte, nützten ihm recht wenig, da die Hiebe darauf nur um so schärfer ausfielen. Die Folge war, daß sein Geist schon damals die verhängnisvolle Richtung zu jenem Fatalismus einschlug, der sich mit den Jahren zu einer Art resignierenden Verbohrtheit auswachsen sollte. Und damit war der erste entscheidende Schritt in Benjamins Entwicklung getan.

Da Benjamin in der Schule andauernd der beste blieb, gab es nur eine Möglichkeit der Karriere für ihn: seine Eltern, nicht unvermögende Bürgersleute, bestimmten ihn zum Lehrer. Und Benjamin war sich, als er die Anstalt, die ihn ausbilden sollte, bezog, der Wichtigkeit dieses Schrittes vollauf bewußt. Zum ersten Male in seinem Leben war ihm so ganz die Bedeutung des schönen Wortes

„hehr" aufgegangen. Wie er in der Folge immer bemüht war, alles, was ihm in den Weg kam, nur auf seinen Gehalt an Idealismus hin zu prüfen, daraufhin, ob es auch geeignet sei, die Menschen sittlich zu heben und zu bessern und zu veredeln, so fühlte er sich auch jetzt schon weniger als Schüler denn als Missionär. Das, was seiner wartete, war eine „hehre" Aufgabe, und die Art, wie er sie lösen würde, konnte natürlich ebenso wenig anders als „hehr" sein. So trat er in das Seminar als ein Apostel ein und war schon jetzt weit eher geneigt, zu predigen als zu hören.

*

Es gibt eine Beschränktheit, die sich als milder Kretinismus äußert, aber ein Trottel muß fürchterlich werden, wenn sich die Aufklärung seiner bemächtigt. Als Lehramtskandidat war Benjamin nun natürlich zum Fortschritt verurteilt, und wenn auch der Geist ihm nichts anhaben konnte, so gelang Benjamin dagegen nichts leichter, als mit dem Geiste fertig zu werden: er nahm ihn einfach in Pacht. Das komplizierte den Fall dieses pädagogischen Don Quichotte ganz ungeheuer.

Denn war Benjamin bisher nur idealistisch und guten Herzens gewesen, so wurde er nunmehr auch kritisch, und damit das Maß des Tragisch-Grotesken vollständig würde, mußte es geschehen, daß der so gewonnene Skeptizismus sich an einer Materie betätigte, an der er sich mit Sicherheit die Finger verbrennen mußte: an der Religion. Auf diese warf sich nämlich Benjamin mit der Wut eines Berserkers, massakrierte sie und fraß sie auf, wie sie da war: mit Haut und mit Haaren.

Der Geistliche, der in der Anstalt über das Seelenheil der Zöglinge zu wachen hatte und der sich zudem höheren Orts jenes Einflusses erfreute, der der maßgebende ist, vermerkte das übel und suchte Benjamin in beweglicher Rede klar zu machen, wie unsinnig das doch sei, was er da tue, und wie so gar nicht im Interesse eines gedeihlichen Fortkommens gelegen. Und wie er, der Mann der Liebe, zu den schärfsten Mitteln der Disziplinarordnung werde greifen müssen, wenn Benjamin weiter darin fortfahren sollte, gegen die göttliche Ordnung der Dinge mit den Scheingründen naturwissenschaftlicher Erkenntnis anzu-

rennen. Aber er hatte nicht mit dem Idealismus Benjamins gerechnet und nicht mit Benjamins Beschränktheit und am wenigsten damit, daß sich Benjamin inzwischen über die Bedeutung eines anderen Wortes klar geworden war, das nun in dem reichen Schatze seiner Phraseologie den breitesten Raum einnehmen sollte: über die Bedeutung des Wortes „frei".

Ja, die Freiheit, die Benjamin meinte, war etwas Hehres, etwas Heiliges war sie, und er war eher bereit, den Märtyrertod zu erleiden, als zu dulden, daß ihr, die er über alles liebte, nur ein Härchen gekrümmt würde. Jawohl. Und das sagte er dem schwarzen Manne, ins Gesicht sagte er es ihm, er stieß es mit jenem Fanatismus hervor, der sich an seiner eigenen Dummheit bis zur Weißglut erhitzt, und der schwarze Mann war für einen Moment ganz baff und wäre vor Schreck beinahe zu Boden gefallen.

„Überhaupt," rief Benjamin aus, „überhaupt — die ganze Schule ...." Und er nahm sogleich die Gelegenheit wahr, dem Manne in der Kutte ein vollständig neues, ein vollständig fertiges päda-

gogisches Programm zu entwickeln, ein Programm hehrer Freiheit, wie *er* sie sich dachte. Und als er am Schlusse den römischen Finsterling nicht überzeugt sah, sondern skeptisch lächelnd und sich eifrig Notizen machend, da war er ganz perplex und kam aus dem Staunen gar nicht heraus. So reinen und einfältigen Herzens und ein so großer Idealist war Benjamin, der Kandidat.

Die Folgen waren natürlich für ihn vernichtend. Schon nach wenigen Tagen gab es eine hochnotpeinliche Untersuchung, in deren Verlaufe die göttliche Ordnung der Dinge über den Materialismus einen glänzenden Sieg davon trug. Und kurz darauf gab es einen Hinauswurf. Benjamin war Lehramtskandidat *gewesen*.

*

Für Benjamin begann nun eine schlimme Zeit. Er mußte erfahren, daß auch die Welt für Idealisten nicht viel übrig hat, am wenigsten dann, wenn ihr Idealismus schon einmal Schiffbruch gelitten hatte. Und es nützte ihm nichts, wenn er versicherte, daß er es doch nur gut gemeint habe. Nur um so lächerlicher und dümmer fand man ihn

dann, und um so größer war das Mißtrauen, das man ihm entgegenbrachte, weil man ihn nun auch noch für verstockt und böswillig nahm. So kämpfte er einen wahren Kampf der Verzweiflung. Nacheinander versuchte er es damit, daß er erst Buchhalter in einem Kontor, dann Kommis in einem Schnitt- und Kurzwarengeschäft, zuletzt Versicherungsagent wurde. Aber in allen diesen Berufen machte er Fiasko. Er hatte nun einmal ein viel zu gutes Herz und konnte es nicht lassen, die Leute zu belehren, wo sie doch nur bedient sein wollten. Und das brach ihm bei allen seinen Unternehmungen den Hals. Schließlich übermannte ihn eine dumpfe Verzweiflung, und in dieser Verzweiflung war es ihm ganz gleich, was man mit ihm machte. Und so ließ er sich willig von seinen Eltern in ein kleines Rasier- und Friseurgeschäft stecken, wo ein letzter Versuch unternommen werden sollte, ein taugliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm zu machen.

Von nun an wurde aus Benjamin ein Träumer, aber einer, der böse und gefährliche Träume träumte, Träume von Rache und von Vergeltung.

Nur daß auch diesen Rachegelüsten die idealistische Note nicht fehlte. Nicht sich selbst wünschte Benjamin Süßemilch zu rächen, sondern die verletzte menschliche Würde, der in seiner Person ein rüder Faustschlag ins Gesicht versetzt worden war. Und so sehr verrannte er sich in diese Idee, daß es ihm vorkam, als sei die Welt seit dem Tage, da ihn das Seminar so schmählich davongejagt hatte, gleichsam geborsten und an ihrer ganzen Oberfläche rissig, und als sei es nun seine Sache, sie wieder zusammenzuleimen. Ja, es erschien ihm diese Aufgabe des Zusammenkleisterns geradezu als heilige Pflicht, und er wurde das Gefühl nicht mehr los, daß er nicht eher seinen inneren Frieden wiederfinden würde, als bis er dieser Pflicht nachgekommen wäre.

In die wasserblauen, etwas schafsmäßigen Augen Benjamins kam nach und nach ein düsteres Feuer. Soviel war ihm jetzt klar: Rache mußte er nehmen. Aber Rache an wem? Während Benjamin die Kunden seines Chefs, eines biederen Herrn Kolbe, einseifte und wieder abschabte, sann er unablässig über diesen Punkt nach. An der

Religion? Sicher. Aber die Religion war doch etwas Abstraktes, sozusagen ein Gedanke, und er brauchte, um ihn abschlachten zu können, doch einen Körper! Wo war dieser Körper? Es entlockte Benjamin manch bitteres Lächeln, wenn er so in Gedanken einen Kunden in die Wange geschnitten hatte und nun das Blut sah. Ach, es war Blut an unrechter Stelle, und er begriff die Wut der Betroffenen nicht, die sich aufregten, wo er nur bedauern mußte. Warum hatte er nicht die Religion unter seinen Händen! Ein einziger rascher Schnitt, dachte er, und alles in der Welt wäre wieder in bester Ordnung ...

Da zuckte Benjamin, als er eines Tages wieder einen Kunden blutig geritzt hatte, in plötzlichem Erschrecken zusammen. Wen er da rasierte und der ihn jetzt voll milden Vorwurfs anblickte, das war ja — — —

Benjamin zitterte am ganzen Leibe und konnte nur mit Mühe sein Geschäft vollenden. Ja, es war ein Priester, den er da unter seinen Händen hatte, es war der dicke alte Pater Quasselmoser, der jeden zweiten Tag in den Laden kam, um sich

die Bartstoppeln aus seinem feisten Gesicht schaben zu lassen, der sehr gutmütig war und der auch jedesmal zehn Heller Trinkgeld gab. Auch jetzt hatte er kein Wort des Vorwurfs für den erblaßten Benjamin. Nur etwas verwundert war er, als dieser sich nach glücklicher Beendigung der Prozedur hartnäckig weigerte, das Trinkgeld anzunehmen.

*

Diesen und den nächsten Tag kämpfte Benjamin mit sich. Aber am Morgen des dritten Tages war er entschlossen.

Es war ein Morgen, an dem die Sonne blutigrot aufging, was Benjamin natürlich für ein Zeichen ansah. Er wusch sich mit besonderer Sorgfalt, wählte frische Wäsche und zog seinen besten Anzug an. Das Frühstück verzehrte er schweigend und trug überhaupt eine gewisse feierliche Gehobenheit zur Schau. Und mit voller Entschiedenheit lehnte er es ab, den Fußboden des Ladens rein zu fegen, obwohl das seine Obliegenheit war, der er auch sonst pünktlich nachkam. Dagegen stellte er sich bloßen Kopfes vor die Türe des

Ladens, ging mit über der Brust verschränkten Armen auch einige Schritte die Straße auf und ab und schien zu warten. Herrn Kolbe, der aus ihm nicht klug wurde, würdigte er keines Wortes.

Als es neun schlug, erschien der Nachbar, Herr Haase, und äußerte den Wunsch, rasiert zu werden. Benjamin wies ihn mit einer stummen Gebärde an den Meister. Gleich darauf kam ein junger Mann, der die Haare geschnitten haben wollte. Aber Benjamin gab auch diesmal seinen Posten vor der Türe nicht auf. Kurz nach zehn endlich schob sich der dicke Bauch des alten Paters Quasselmoser um die Straßenecke. Da verschwand Benjamin im Laden und wetzte mit großer Sorgfalt sein Messer.

Pater Quasselmoser hatte heute einen besonders guten Tag, er schien zu allerhand Scherzen aufgelegt, und sein breites Vollmondantlitz strahlte vor Behagen. Benjamin dagegen blieb stumm und tat mit düsterem Ernste, was seine Pflicht war. Er befand sich mit dem frommen Manne ganz allein im Lokal, hatte soeben die Prozedur des Einseifens hinter sich und ging jetzt daran,

das Messer noch ein letztes Mal zu wetzen. Diese Pause hielt Pater Quasselmoser für geeignet, um mit einer etwas schlüpfrigen Geschichte loszulegen. Das gab aber Benjamin einen richtigen Stich. Rasch trat er an den Pfaffen heran, bog energisch seinen Kopf nach rechts und schrie: „Schweigen Sie still!"

Man wird begreifen, daß Pater Quasselmoser ganz perplex war. Er konnte nur stammeln: „Ja, was haben Sie denn, Bester..." Allein als er statt einer Antwort nur einen bösen stechenden Blick von Benjamin bekam, überfiel ihn blasse Furcht, er schwieg gehorsam still und hielt geduldig und in frommer Ergebung seinen Kopf hin, wünschend, daß doch alles bald vorbei sein möge.

Benjamin fühlte, daß der große Moment der Rache und der Erlösung nahe war, und keine Macht der Erde hätte ihn mehr verhindert, zu tun, was er für seine Mission hielt. Geschäftsmäßig und mit großer Kaltblütigkeit schabte er den Pater ab. Und als er dazu kam, das fette Kinn zu heben, um auch den Hals zu rasieren, da hielt er nur einen Moment inne, atmete tief auf

und tat dann kurz entschlossen den kräftigen Schnitt durch die Gurgel des frommen Mannes, daß das Blut nur so spritzte. Herr Kolbe, der gerade in das Lokal trat, konnte nur noch die Hände überm Kopf zusammenschlagen.

*

Benjamin Süßemilch stellte man bald darauf vor die Geschworenen, die ihn des Meuchelmordes schuldig sprachen und zum Tode durch den Strang verurteilten. Ein Gnadengesuch einzureichen, lehnte Benjamin kurz ab. Er sterbe den Märtyrertod für eine hehre Sache, bekannte er stolz. Und so hängte man ihn auf.

Es war, wie schon eingangs erwähnt, das Verhängnis Benjamin Süßemilchs, daß ihm die Vorsehung ein gar so gutes Herz mitgegeben hatte.

Aurora

Die große Gemeinde derer, die mich nur aus meinen Schriften kennen und mit Recht schätzen, würde baß verwundert sein, wenn sie Gelegenheit hätte, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Man kann sich nur schwer einen Begriff davon machen, wie harmlos, schlicht und unbedeutend ich äußerlich wirke. Ein protestantischer Kandidat der Theologie gleicht, an mir gemessen, einem Bankdirektor oder doch einem Räuberhauptmann. Und ich will nicht leugnen, daß mir meine körperliche Bedeutungslosigkeit schon vielerlei Vorteile gebracht hat. Die gesuchte Einfachheit, mit der ich mich kleide, die naive Schlichtheit, mit der ich es liebe, die Augen niederzuschlagen, als würde es mir schon schwer, nur bis fünf zu zählen, die

ganze Art, in der ich meine Person immer und überall bescheidentlich nach hinten zu stellen gewohnt bin, alles das begeistert die, die mich nicht kennen, zu einem Vertrauen, das bis jetzt noch ein jedesmal schmerzlich getäuscht worden ist. Noch nie, so scheint es, sah man Grundsätze und wahre Solidität in einer Person so wirksam vereinigt. Und ob man es glaubt oder nicht: ich darf mir schmeicheln, selbst die geriebensten Wucherer entgegen allen Regeln der Kunst übertölpelt zu haben; noch heute wartet so manch einer dieser Braven vergeblich auf die Einlösung des Papieres, das meine Unerfahrenheit auf seine Geriebenheit zu ziehen so dreist war ...

Immerhin blieb es einem Harmloseren, als ich es bin, vorbehalten, die einzig richtige Art, wie die Vorteile meiner persönlichen Schlichtheit richtig auszubeuten wären, ausfindig zu machen. Der Mann, der solches vermochte, hieß Blackworst, war Mitglied des Ordens „Blaues Kreuz" und vertrat neben einer erheblichen Anzahl von Idealen auch diverse böhmische Braunkohlengruben. Der Scharfblick, mit dem er mich auf den ersten Blick

3*

richtig zu tarieren verstand, war geradezu verblüffend. Er schlug, als er meiner ansichtig wurde, in wilder Ekstase das Kreuz, machte mit seinen Händen eine seltsam abwehrende Gebärde, die etwa besagen sollte: „Ich wasche meine Hände in Unschuld", und sagte hierauf mit einem Blick frommer Ergebung und dumpf grollend nur das eine: „Ha!" Damit war ich engagiert: als Reisender für die Firma Blackworst, Rust und Kompagnie.

„Das mit dem Zeugs da, mit dem Schreiben und dem Dichten, das ist nichts!" erklärte Blackworst. „Damit kommen Sie nicht vorwärts. Das Geld liegt auf der Straße; Sie wären des Teufels, griffen Sie nicht zu! Wenn Sie nur wollen, Sie machen Geld wie Mist! Bei einiger Routine werden Sie scheffeln!"

Blackworst schüttelte seinen mächtigen Prophetenbart und sah mich durchdringend an. Dann spuckte er aus, stopfte eine Ladung Schnupftabak in seine Nase und nahm die Miene eines Bedächtigen an.

„Tja! Die Zeiten sind vorbei, da man mit Zungenfertigkeit und einer feschen Erscheinung Ge-

schäfte machen konnte. Der Zug unserer Zeit geht zur Natur zurück, junger Mann, geht nach dem Soliden, nach dem Idealen. Was wollen Sie mehr? Schön sind Sie nicht, reich sind Sie nicht, gebildet sind Sie auch nicht! Aber dafür sind Sie dumm! Saudumm! Oder machen doch den Eindruck! Wer traut Ihnen etwas Böses zu? Niemand! Alle Welt legen Sie rein..."

„Aber ich verstehe nichts von Kohlen," wendete ich ein.

Blackworst lachte.

„Ausgezeichnet," rief er aus, „dann bringen Sie keine Vorurteile mit, und das ist gut, denn Vorurteile sind bei Geschäften nur hinderlich und lästig!"

Er hielt es in der Tat für überflüssig, mich in die Geheimnisse des Kohlenhandels einzuweihen. Das, was man von einer guten Kohle erwarte, würden mir alle, die die Absicht hätten, welche zu kaufen, schon selber sagen. Zweck und Aufgabe eines guten Reisenden sei es nur, dem Artikel, den er vertrete, jene Eigenschaften beizulegen, die von der Kundschaft jeweils gefordert würden. Ob der

Artikel selbst auch diese Qualitäten habe, sei belanglos... Das sei doch klar!

Blackworst faltete die Hände und hob seine Augen verliebt zum Himmel.

„Ich habe da eine Kohle," sagte er, „eine Braunkohle, von der die Sage geht, daß sie noch lange nicht die schlechteste ist. Ich habe ihr den Namen ‚Aurora' gegeben. Früher hieß sie ‚Julius'. Unter diesem Namen geht sie leider nicht mehr. Als ‚Aurora' hingegen bringen wir sie wieder mit Leichtigkeit an! — — Glück auf, junger Mann, versuchen Sie es mit ‚Aurora'!"

Warum nicht? Ich schwankte nicht mehr. Ich griff zu.

Mit jener kühlen Gelassenheit, die jeglichen Lagen und Wechseln des Lebens standhält, tat ich nur die eine entscheidende Frage: nach einem Vorschuß. Und Blackworst, der neben seinem Scharfblick auch viel Lebenserfahrung besaß, antwortete mir unverzüglich mit fünf blauen Scheinen.

Die Sache war gemacht.

*

Mit „Aurora" aber verhielt es sich folgendermaßen:

Daß sie eine Kohle war, erkannte man nur, wenn man sie, ausgerüstet mit den Werkzeugen der modernen Technik, chemisch untersuchte. Den Augen des Laien dagegen bot sie sich als eine Substanz dar, die äußerlich morschem Holze, in Verwendung genommen aber nassem Lehme glich. Feuer fing sie angeblich nur, wenn man sie zuvor mit Petroleum oder Spiritus überschüttete. Weil sie aber nicht brannte, konnte sie auch nicht rauchen, und daß sie nicht rauchte, das machte sie angenehm und war ein Vorteil.

Die Art, sie anzupreisen, ergab sich also von selbst: sie war das ideale Brennmaterial, das nicht rauchte ...

Ich hätte nicht die Phantasie haben müssen, über die ich nun einmal verfüge, wenn es mir nicht hätte gelingen sollen, den Käufern diesen in die Augen springenden Vorteil plausibel zu machen. Blackworst hatte denn auch alle Ursache, mit meinen Erfolgen vollauf zufrieden zu sein.

Er hatte mir, ehe er mich auf die Menschheit

losließ, gesagt: „Sie suchen zunächst die Provinz Schlesien auf. Die Leute dort betreiben noch viel Ackerbau und Viehzucht und sind fromm. Die Städte besuchen Sie vorläufig nicht, nur die Dörfer. Der Bauer besitzt noch einiges Vertrauen zur Ehrlichkeit. Das beuten Sie aus."

Ich tat denn auch in diesem Sinne mein Bestes. Ja, was mehr war, ich gab mich dem Vertriebe der „Aurora" mit jener Leidenschaftlichkeit hin, die man gemeinhin nur Dingen zuwendet, die unser Innerstes berühren. Der Verkauf von Kohle war mir Herzenssache geworden. Glaubte ich doch, indem ich das ackerbautreibende Land brandschatzend durchzog, gewissermaßen eine Kulturmission zu erfüllen. Oder ließ es sich leugnen, daß der Geist der Aufklärung sich an allen Orten, denen ich die Spuren meines Wirkens aufgedrückt hatte, unverzüglich mit all seinen Segnungen niederließ? So rückständig, naiv und vertrauensselig die ländlichen Gemeinwesen, die ich besuchte, auch waren, so dumm war keines, daß es, von meiner „Aurora" einmal beglückt, je derart wieder hätte hereinfallen können ...

Freilich machten mir die Leute die Sache auch ungemein leicht. „Aurora" war geradezu ein begehrter Artikel.

Man kaufte, ohne daß ich mir sonderlich Mühe zu geben brauchte, zum Kaufe zu animieren, oder besser gesagt, man kaufte, weil man noch nie einen Reisenden gesehen hatte, der, um Geschäfte zu machen, weniger sprach.

Es war, als stünden mir der biedere Sinn und die Absicht, daß ich es nur ehrlich meine, auf der Stirne geschrieben. Und man ging so weit, daß man mir wohlwollend Ratschläge erteilte, wie ich es, um Erfolge zu erzielen, um vieles schlauer, geriebener anstellen müsse. Man bedauerte, man bemutterte, man ermunterte mich, jene selteneren Fälle ausgenommen, da man mich zu begaunern vermeinte.

Alles in allem wurde es wieder einmal offenbar, in welch eminenter Weise die Idee der plumpen Materie überlegen ist: ich leimte vermöge der liebenswürdigen Schlichtheit meines Charakters die Bauern, Bäcker und Krämer ganzer Distrikte,

seifte sie ein, zog ihnen das Fell über die Ohren, und sie, die ohne weiteres jedem redegewandten Commis voyageur die Türe wiesen, hielten geduldig still, stellten mir belobende Zeugnisse aus und flehten den Segen des Herrn auf mich herab, um endlich, nachdem sie sich über ihren Hereinfall klar geworden waren, vor diesem wie vor einem mystischen Etwas zu stehen, das sich zwar nicht leugnen, nimmermehr aber begreifen ließ...

Das Unheil nahm seinen Lauf. „Aurora" wurde geradezu zum Verhängnis einer ganzen Provinz.

Schlesien verwandelte sich urplötzlich in eine Stätte, deren Kamine nicht mehr rauchten, die Aktien der „Dapol", der deutsch-amerikanischen Petroleum-Gesellschaft m. b. H., erklommen eine ungeahnte Höhe, und die Unglücksfälle, die das unvorsichtige Hantieren mit feuergefährlichen Stoffen wie Petroleum und Spiritus zur Folge hat, vermehrten sich in wahrhaft schreckenerregender Weise.

Eine allgemeine Verwirrung der Geister, eine Verdüsterung der Gemüter vollzog sich im Lande; drohende, murrende Stimmen wurden, wie zu Zeiten glimmenden Aufruhrs, immer lauter und

lauter, und voller Besorgnis und voll banger Ahnungen flüsterte sich alt und jung, arm und reich die Frage zu: Wie soll das enden?

Die Hausfrauen waren verzweifelt, denn sie und die Ihren froren und waren gezwungen, die Speisen in halbrohem Zustande zu verschlingen, die Bäcker fluchten und rauften sich die Haare, da ihnen weder Brot noch Semmeln mehr gelingen wollten, und in zahlreichen Fabriken standen alle Räder still, da „Aurora" unter Berufung auf ihr rauchloses Brennen sich hartnäckig weigerte, den erforderlichen Dampf zu liefern.

Alles war ratlos und erhoffte nur noch Rettung und Abhilfe von der Regierung. Diese aber war untätig und raffte sich zu einem Schritte erst auf, als die Not schon aufs höchste gestiegen war. Lange Zeit, Wochen, Monate hindurch pflog sie Recherchen, um endlich, nachdem man schon längst alle Hoffnung aufgegeben hatte, zu einem Resultate zu kommen. Sie hatte sich entschlossen, eine Enquete einzuberufen, eine Enquete erster Fachleute und Autoritäten, deren Aufgabe es sein sollte, zu erwägen, ob es am Ende nicht doch geboten

sei, in irgendwelcher Richtung irgendwelche Maßregeln zu ergreifen ...

Inzwischen war ich vermöge einer gesteigerten Routine auch mit den Städten fertig geworden und durfte mich nun anschicken, den wohlverdienten Sommerurlaub anzutreten.

Ich verlebte ihn in der Schweiz, in Gesellschaft einer jungen Dame, die so reizend war, daß der Erlös aus zehn Auflagen eines dicken Romanes schwerlich ausgereicht hätte, sie zu bezahlen. Das Geld, das mir „Aurora" eingebracht hatte, gestattete mir nicht nur die Gesellschaft dieser Dame, die Daisy hieß, seidene Wäsche, durchbrochene Strümpfe und einen feenhaften Hut trug, sondern ermöglichte mir auch noch den Genuß von Dingen, die jenseits alles bürgerlich Zulässigen liegen.

Ich lebte wie ein Rajah. Zehn herrliche Wochen ...

Zur Ehre der Regierung sei noch vermerkt, daß sie energisch genug war, die angeregte Enquete nicht im Sande verlaufen zu lassen. Nachdem wieder viele Monate ins Land gegangen waren, stellte sie fest, daß der Vertrieb der „Aurora"

unter Umständen erfolgt sei, die gemäß irgendeines Paragraphen mit Gefängnis nicht unter einem Jahr zu ahnden sei, und wies die Staatsanwaltschaft an, einen Steckbrief hinter mir zu erlassen.

Natürlich war das zu spät. Ich weilte schon längst wieder im Auftrage Blackworsts auf dem Balkan, wo ich bemüht war, landwirtschaftliche Maschinen und alte Waffen aller Gattungen und Systeme zu vertreiben.

Die Gerechtigkeit veranstaltete hinkend eine lächerliche und aussichtslose Jagd auf mich. Sie konnte mich sonst was...

Der Hut

Vorbericht

Morgens sechs Uhr.

Der Nachtschnellzug hat mich von Berlin nach Seifenstrambach gebracht.

Das ist kein schöner Zug. Er fährt viel zu schnell. Und hält gar nicht an.

Man muß nach Seifenstrambach.

Seifenstrambach ist meine Heimat. Aber Berlin ist meine Sehnsucht.

Das Ziel meiner Wünsche ist Berlin. Denn meine Frau wohnt nicht dort. Und auch meine Schwiegermutter wohnt nicht dort.

Seifenstrambach ist meine Sehnsucht und das Ziel meiner Wünsche nicht.

Ich habe drei Nächte nicht geschlafen.

Auch drei Tage nicht. Nein.

Ich hatte keine Zeit. Ich hatte zu tun. Ich hatte sehr viel zu tun.

Ich habe vieles getan.

Jetzt bin ich müde. Müde und schlaff. Ganz schlaff.

Es graut der Morgen.

Es graut auch dem Morgen. Vor mir. Und mir vor ihm.

Ich ächze.

Der Weg vom Bahnhof nach meiner Wohnung ist weit. Und ich trage eine Schachtel.

Eine große, eine umfangreiche, eine Riesenschachtel. Denn in dieser Schachtel ist ein Hut.

Ein Frauenhut.

Ein moderner Frauenhut. In Topfform.

Der Hut soll ein Geschenk sein.

Nicht für die, die ich liebe. Oh nein.

Für eine Frau. Für eine Ehefrau.

Nicht für die eines andern. Leider.

Für meine Frau...

Er soll ein Geschenk sein.

Soll!

Ist es aber nicht. Bewahre!

Er ist eine Kompensation. Ein Äquivalent. Ein Lösegeld.

Eine Buße.

Für meine Sehnsucht...

Uff!

Ich bin zu Hause.

Still, ehrbar und öde liegt mein Heim da.

Alles schläft noch.

Nur ich nicht. Noch immer nicht.

Aber bald werde ich schlafen...

Denn ich habe einen Hut!

Erste Szene

Ich (klopfe an die Türe meiner Wohnung. Ich klopfe lange und sanft. Als Ehemann habe ich Geduld und Übung).

Meine Frau (deren melodisch abgetöntes Schnarchen durch zwei Türen hindurch zu vernehmen ist, erhebt sich endlich aus dem Bett, fragt verschlafen, mürrisch). Wer ist's?

Ich (zärtlich). Ich.

Meine Frau (hoffnungslos). Wer?

Ich. Dein lieber Mann.

Meine Frau (spuckt aus). Pfui!

Ich (noch zärtlicher). Willst du nicht öffnen?

Meine Frau (legt all ihre Entrüstung in ein Wort). Schurke!

Ich. Liebe Emma!

Meine Frau (nach Luft schnappend, sich überstürzend). Nichtswürdiger, Elender, Bube, Mörder ...

Ich. Teuerste Emma!

Meine Frau (die Hände ringend, das Antlitz zum Himmel gewendet). Drei volle Tage ...

Ich. Meine Taube!

Meine Frau. ... und drei volle Nächte!

Ich (mit leiser Ungeduld). Mich friert!

Meine Frau. Oh du Scheusal!

Ich. Erbarme dich und öffne! Ich habe Schlaf.

Meine Frau (höhnisch). Hast du Schlaf? Kümmerst du dich um meine schlaflosen Nächte?! Drei Tage habe ich kein Auge zugemacht. Geh mir aus der Nähe! Geh dorthin, woher du gekommen bist!

Ich. Das ist zu weit. Auch geht kein Zug mehr.

Meine Frau (kreischend). Geh zu deinen Kumpanen! Wälze dich im Pfuhle deiner Laster! Lüstling!

Ich (bestimmt). Jetzt habe ich es satt! Ich habe ein Recht auf meine Wohnung. Ich habe ein Recht auf mein Bett. (Kategorisch.) Öffne!

Meine Frau (sinkt auf den Boden, wimmernd). Großer Gott, habe ich das verdient?! Warum mußte ich in die Hände dieses Menschen fallen? Warum läßt du mich nicht sterben, großer Gott?

Ich. Nimm Gift! Aber öffne zuvor!

Meine Frau (auf den Knien). Ihr Engel nehmet mich zu euch!

Ich. Du würdest selbst den Teufel vergebens darum bitten!

Meine Frau (entsetzt, starr, tonlos). Was?!

Ich (eisig). Himmel und Hölle würden dich ausspeien!

Meine Frau (mit einem Aufschrei). Auch das noch! Er höhnt mich! Er tritt mich mit Füßen!

Ich. Ich würde es gern tun, nur um mich zu erwärmen! Mich friert! Öffne!

Meine Frau (triumphierend). Jetzt erst recht nicht! Justament nicht! Erfriere! Lump!

Ich (gelassen). Schön. Ich werde also ein Hotel aufsuchen. Die Schachtel, die ich dir mitgebracht habe, stelle ich hierher. Vergiß sie nicht, ihr Inhalt ist kostbar! Adieu.

Meine Frau (schweigt eine Weile, überwindet sich dann, mißtrauisch, aber zu Unterhandlungen geneigt). Eine Schachtel?

Ich (würdig, bescheiden). In der sich ein Geschenk für dich befindet.

Meine Frau. Du lügst! Was ist es für ein Geschenk?

Ich. Ein Hut.

Meine Frau (freudig erschreckt). Du willst mich überreden.

Ich (einfach). Ein Modell, direkt aus Nizza. Mit echten Federn.

Meine Frau. Sage: auf Ehre!

Ich. Auf Ehre!

Meine Frau. Schwöre bei...

4*

Ich. Bei allem, was mir heilig ist!

Meine Frau (dreht den Schlüssel herum, öffnet ein klein wenig die Türe, wirft einen schnellen Blick durch die Spalte). Oh! (Wirft sich auf die Schachtel, umarmt sie, stürzt ins Zimmer mit ihr, hebt fiebernd den Deckel.) Ah!

Ich (trete ins Zimmer, schließe die Türe, recke mich, gähne, werfe mich auf das Sofa und schließe die Augen).

Meine Frau (steht im Negligé vor dem Spiegel, hat den Hut aufgesetzt, jauchzt). Ein neuer Hut! (Sie umarmt mich.)

Zweite Szene

(Wohnung meiner Schwiegermutter)

Ich (eintretend). Guten Tag.

Meine Schwiegermutter (reserviert). Willkommen.

Meine Frau (fällt ihrer Mutter um den Hals). Habe ich nicht den besten Mann?

Ich (lasse mich bewundern).

Meine Schwiegermutter (mißtrauisch). Seit wann?

Ich (lächle schmerzlich).

Meine Frau Sieh her!

Meine Schwiegermutter. Einen neuen Hut? Schon wieder?

Meine Frau. Ist er nicht reizend?

Ich (nur mimisch). Habe ich Geschmack?

Meine Schwiegermutter (sachlich). Ist er bezahlt?

Meine Frau (sieht mich an).

Ich (lege die Hand aufs Herz, rufe stumm den Himmel zum Zeugen).

Meine Schwiegermutter (abschätzend). Was hat er gekostet?

Ich (verträumt). Achtzig Mark.

Meine Frau (besieht sich bewundernd im Spiegel).

Meine Schwiegermutter (schlägt die Hände zusammen). Wieviel?

Ich. Neunzig Mark.

Meine Schwiegermutter. Sind Sie von Sinnen? In Seifenstrambach trägt man Hüte für zehn Mark!

Ich (nicke schmerzlich-ironisch).

Meine Frau (in Verteidigerstellung). So? Und die Emma Hille? Ihr Winterhut kostete zweiundvierzig Mark!

Ich (herausfordernd). Und die Toni Büchse? He? Welcher Art sind die Hüte, die die Toni Büchse trägt?

Meine Schwiegermutter (sieht mich unsicher an).

Meine Frau. Sie trägt Hüte bis zu sechzig Mark!

Ich. Bis zu zweiundsiebzig Mark!

Meine Schwiegermutter (will reden).

Meine Frau (fällt ihr um den Hals, küßt sie). Aber Mutter!

Die unverheiratete Schwägerin (tritt ein, erblickt den Hut, verfärbt sich). Um Gottes willen!

Meine Frau (selbstgefällig). Mein neuer Hut.

Meine Schwiegermutter (anklagend). Für neunzig Mark!

Ich (mit Größe). Für hundert Mark!

Die unverheiratete Schwägerin (steht fas-

jungslos, Tränen laufen über ihre Wangen). Der meine hat zwölf Mark gekostet ...

Ich (tröstend). Er ist trotzdem recht hübsch.

Meine Frau (streichelt ihr die Wangen). Er ist eben einfach.

Die unverheiratete Schwägerin (entrüstet). Er ist scheußlich! (Schluchzt.)

Meine Schwiegermutter (schiebt mit einer Handbewegung alle Schuld mir zu). Sie! Es ist in Seifenstrambach nicht Sitte, andere Hüte zu tragen! Man hat in Seifenstrambach für sein Geld bessere Verwendung! Man spart es!

Ich (will antworten).

Meine Frau (fällt mir um den Hals, küßt mich). Aber Liebster!

Die mit einem Sparkassenkontrolleur verheiratete Schwägerin (tritt ein, erblickt den Hut, schlägt die Hände überm Kopf zusammen und lacht).

Meine Frau (unsicher, erklärend). Mein neuer Hut ...

Die verheiratete Schwägerin (lacht immer heftiger, hält sich schließlich die Seiten).

Meine Schwiegermutter (hat das Gefühl innerer Befriedigung, weiß nur noch nicht, warum).

Die unverheiratete Schwägerin (trocknet sich die Tränen, ist voller Erwartung).

Meine Frau. Was soll das alberne Lachen?

Die verheiratete Schwägerin (stellt sich vor sie hin, fixiert sie, höhnisch). Das soll ein Hut sein?

Meine Schwiegermutter (zu mir, höhnisch). Ein Hut?

Die verheiratete Schwägerin. Das ist ja ein Topf! Ein Nachttopf!

Die unverheiratete Schwägerin (kichert). Hihi...

Meine Frau (ist sprachlos).

Meine Schwiegermutter (zu mir). Ein Nachttopf — schämen Sie sich!

Die verheiratete Schwägerin (stemmt die Arme gegen die Hüften). Das ist ja ein Kübel! Ein Mülleimer! Ein Waschtrog!

Die ledige Schwägerin (windet sich vor Lachen). Haha...

Meine Frau (ringt nach Atem).

Meine Schwiegermutter (zu mir). Warum kaufen Sie Damenhüte, wenn Sie sie nicht von Mülleimern und Waschtrögen unterscheiden können? Haben Sie nichts Besseres zu tun?

Die verheiratete Schwägerin (schüttelt den Kopf). Der Hut ist total verrückt! So etwas war in Seifenstrambach noch nie da!

Meine Frau (tritt auf sie zu, ballt die Fäuste, zischt). Du bist einfach neidisch!

Die verheiratete Schwägerin. Neidisch? Ich? Auf diesen Nachttopf? Diesen Kübel! Diesen Waschtrog?

Die unverheiratete Schwägerin (bekommt Lachkrämpfe).

Meine Frau (verächtlich). Du hast keinen Geschmack! (Außer sich.) Du Gans!

Die verheiratete Schwägerin (zeigt die Nägel). Was sagst du? Gans?!

Ich (nicke, soufflierend). Provinzgans!

Meine Frau (erlöst, aus vollem Herzen). Provinzgans!

Die verheiratete Schwägerin (fährt auf sie los). Warte!

Meine Frau, die verheiratete Schwägerin und die ledige Schwägerin (bilden einen Knäuel).

Meine Schwiegermutter (die Hände ringend). Aber Kinder!

Ich (zünde mir eine Zigarette an).

Meine Schwiegermutter (fährt auf mich los). Sie — Sie — — — (Bekommt irgendeinen Anfall.)

Ich (blase mit Genuß den Rauch vor mich hin).

(Der Kampf dauert fort.)

Dritte Szene

(Hauptstraße in Seifenstrambach)

(Meine Frau ist in meinen Arm eingehängt und geht neben mir. Sie zittert vor Angst am ganzen Leibe. Sie wankt nur noch. Wir streben unserer Wohnung zu. Hinter uns, ein dichter, johlender Haufe, folgt die halbe Einwohnerschaft von Seifenstrambach. Meine Frau trägt ihren neuen Hut, ich meine Browningpistole. Hin und wieder gebe ich einen Schuß ab.)

Meine Frau (zitternd). Ach, du Lieber, werden wir unsere Wohnung lebend erreichen?

Ich (die Pistole von neuem ladend). Möglich. Ich hoffe den Haufen mit der Pistole noch solange im Schach zu halten. Auf alle Fälle opfern wir, ehe wir uns attackieren lassen, lieber den Hut.

Meine Frau (brünstig). Nie! Lieber sterben! (Ein Stein pfeift an unseren Köpfen vorbei).

Ein Oberlehrer (anfeuernd). Fürchte dich nicht, oh du mein Volk! Gott ist mit uns! Der Hut ist ein Ärgernis! Wir müssen ihn stürmen! Hurra!

Ein alter Mann (bleibt stehen. Die Menge schart sich um ihn und blickt ehrfurchtsvoll zu ihm auf). Ich bin ein alter Mann. Tja. Ich zähle vierundneunzig Jahre. Ich habe in vier Schlachten gekämpft. Viel habe ich erlebt. Einen solchen Hut habe ich nicht erlebt! Tja. (Die Menge brüllt und setzt sich in Bewegung. Ich gebe einen Schuß ab.)

Eine schwangere Frau (sie kann schlecht vorwärts, sie schreit). Im Namen meines ungeborenen Kindes! Ich habe mich an dem Ungeheuer versehen! Ich verlange Schadenersatz!

Eine Frau mit einem Säugling (schwingt verzweifelt ihr Baby). Mein Würmchen nimmt keine Milch mehr! Womit soll ich mein Würmchen ernähren?!

Eine Stimme aus dem Volke. Mit „Laxtagen“! Laxtagen ist das beste Kindernährmittel der Welt!

Im Volke (Gelächter und Rufe). Schlagt ihn nieder!

Die alte Sabine (mit Schnurrbart und drei großen behaarten Warzen im Gesicht, auf Krücken, ruft hohlen Tones, prophetisch). Wehe! Wehe! Wehe! (Die Menge wirr durcheinander.) Hört, hört! Sehr richtig! (Steine fliegen, ich gebe einen Schuß ab.)

Eine deutsche Hausfrau (versperrt den anderen den Weg, will tratschen). Warum bezahlen sie nicht erst ihre Schulden? Ist so ein Hut nötig? (Tratscht weiter.)

Eine Industriallehrerin (keift, in Fisteltönen). Dieser Hut! Dieser Hut! Das ist der Hut ei... ein... einer — so einer!

Ein Vegetarianer (hebt beschwörend die Arme). Liebe Leute! Daran hat die Fleischkost die Schuld! Das verblendete Weib würde diesen Hut nicht tragen, wenn es Pflanzenköstlerin wäre! Darum nieder mit der Fleisch-, und es lebe die Pflanzenrohkost! (Er wird niedergerannt.)

Ein Feuerwehrmann (in Helm und blauer Jacke, bläst das Signalhorn, atemlos). Ich hole die Spritze!

Stimmen. Die Spritze! Die Spritze! (Ein Kieselstein trifft meine Frau am Hinterkopf. Der Kiesel zerbricht. Ich gebe einen Schuß ab. Es sind noch dreißig Schritte bis zu unserer Wohnung.)

Ein Selbstreformer (in Sandalen, mit wallendem Haar, glühenden Augen, halb irrsinnig, will die Menge aufhalten). Brüder! Erhebet nicht den Arm wider eueren Nächsten! Was stehet geschrieben? Es stehet geschrie — — (Man rennt ihn über den Haufen.)

Eine Stimme von hinten. Sie entwischen ins Haus! (Pfiffe ertönen.)

Stimmen (in höchster Erregung). Sie entwischen!

Der Oberlehrer (vorwärts stürmend, keuchend, schweißbedeckt, hat seinen Hut verloren). Das darf nicht geschehen! Oh du mein Volk! Hurra!

Wir (haben die Türe unserer Wohnung erreicht).

Ich (öffnend). Gerettet!

Meine Frau (drückt ihren Hut selig ans Herz, verschwindet im Haus). Mein Hut! Mein Hut!

Der Oberlehrer (hat sich verzweifelt an meine Rockschöße geklammert, stöhnt). Oh du mein Volk!

Ich (versetze ihm einen wuchtigen Tritt vor den Bauch).

Er (taumelt. Zwei Schüsse in die Luft scheuchen die Menge zurück).

Ich (schließe blitzschnell die Türe. Gendarmerie rückt an. Feuerpfeifen ertönen).

Nachwort

(Aus einer Lokalnotiz des „Seifenstrambacher Anzeigers".)

„... und so hat denn die wackere Bevölkerung von Seifenstrambach gezeigt, daß sie nicht gesonnen ist, Auswüchse moderner Modetorheiten innerhalb ihrer Mauern zu dulden. Mit Recht. Verrät sich doch in ihnen nicht allein eine bedauerliche Verirrung des Geschmacks, sondern auch ein erschreckender Tiefstand des Charakters, eine totale Verseuchung der Sitten. Solchem Einhalt zu gebieten, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln, ist im Interesse der inneren Gesundheit unseres Volkes durchaus am Platze. Wir wollen nicht degenerierte, putzsüchtige Römer, wir wollen urwüchsige, kräftige, einfache und keusche Germanen sein! Das walte Gott!"

Haarpflege

Berlin.

Berlin, Friedrichstraße.

Kleiner, enger Frisiersalon mit einem Fenster, drei umfangreichen Polsterstühlen, zwei Gehilfen, einem Lehrjungen, einer großen Registrierkasse und einer Kassiererin.

Die beiden Gehilfen lehnen in philosophischer Gelassenheit an der Wand, scheinen zu schlummern und schlummernd zu träumen.

Der Lehrjunge putzt Messing.

Die hervorragend beleibte Kassiererin sitzt hinter ihrer Kasse, besieht sich ihre Nägel und gähnt.

Ich trete ein, elegant gekleidet.

In das Personal fährt es wie ein Blitzstrahl.

Bücklinge, devote Grüße.

Die Kassierin lächelt gar, als wäre ich einer ihrer Bekannten aus uralten Zeiten — ja, es gelingt ihr sogar, zu erröten.

Der erste Gehilfe, im Aussehen halb Lakei, halb Graf, nimmt mir Stock und Zylinder, der zweite den Überrock ab, der Lehrjunge schiebt mir einen Stuhl zu.

Der verkleidete Graf verbeugt sich tief.

„Der Herr Doktor wünschen?"

Ohne Doktor zu sein, erwidere ich:

„Rasieren!"

„Sehr wohl, Herr Doktor. Ich bitte, Platz zu nehmen."

Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelt sich.

Der Lehrjunge schlägt den Seifenschaum, der zweite Gehilfe seift mich ein, der verkleidete Graf wetzt wie wahnsinnig das Messer.

Er geht unsicher um mich herum, und ich sehe es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat.

Endlich konstatiert er tastend:

„Ein wundervolles Wetter heute..."

„Ja."

„Frühjahrswetter," beharrt er eigensinnig, „der reinste Mai."

Ich lege überwältigt meinen Kopf zurück und schließe halb die Augen.

Mit tänzelnden Schritten, ein verbindliches Lächeln auf den Lippen, tritt nun der Künstler an mich heran.

Er sagt, und es klingt wie ein liebenswürdiger Befehl:

„Wenn ich den Herrn Doktor bitten darf..."

Eine elegante Armbewegung, aufmerksame, etwas kühle Assistenz des zweiten Gehilfen, ein Blick der Bewunderung von seiten des Lehrlings — und schon rast das Messer über meine Wangen.

Es ist gar keine Frage, daß der verkleidete Graf ein Faible für mich hat.

Er sagt:

„Haben der Herr Doktor schon die neueste Rede des Reichskanzlers gelesen?"

Ich, kurz:

„Ja."

Der verkleidete Graf bleibt fest.

„Er hat Schneid, der Herr Reichskanzler — finden der Herr Doktor nicht auch?“

„Hmm.“

„Wie er es dem Zentrum gegeben hat, — das war ... einfach ... einfach ...“

„Dem Zentrum?“ frage ich gedehnt.

Der verkleidete Graf begreift.

„Das heißt,“ verbessert er sich und lächelt ein Lächeln, das hoch über dem Hader aller Parteien steht, „man wird sagen müssen, daß er in seinen Angriffen zu weit gegangen ist ... jawohl — entschieden zu weit!“

Er spricht unaufhörlich weiter, und es ergibt sich immer mehr, daß er dem Zentrum beträchtlich nahe steht.

Aber ich schließe nun die Augen vollends und erwache erst, als der zweite Gehilfe und der Lehrjunge mit Schwamm und Handtuch und ihren schmutzigweißen Rockärmeln um mein wehrloses Gesicht beschäftigt sind.

Ein Strahl Parfüm, eine Wolke Puder vervollständigen den Genuß.

Ich atme auf. Nun bin ich fertig.

5*

So denke ich.

Der verkleidete Graf denkt anders.

Als ich mich erheben will, hindert er mich unter einem liebenswürdig nötigendem Lächeln daran.

Seine gepflegte Hand, die zwei Brillanten schmücken, liegt mit sanftem Druck auf meiner Achsel.

„Pardon — wollen mir der Herr Baron gütigst eine Frage gestatten?"

Ohne Baron zu sein, habe ich die Gnade und frage:

„Nun?"

„Auf welche Weise geruhen der Herr Baron seine Haare pflegen zu lassen?"

„Nanu?"

„Ich weiß. Der Herr Baron geruhen seinen Kopf waschen zu lassen, in gewöhnlichen Geschäften, mit Mitteln, die leider üblich sind. Der Herr Baron werden es bereuen ..."

„Erlauben Sie ..."

„Die Kopfhaut des Herrn Barons ist in ihrer Totalität erkrankt. Ernstlich erkrankt, ich bitte."

Schon hat der Lehrjunge, der Zeuge und ehrfurchtsvoller Zuhörer bei dieser Unterredung ist, dem verkleideten Grafen einen Kamm gereicht und schon fährt mir der Graf mit dem Instrument elegant und kunstvoll durch die Haare und hält mir sodann mit Blitzesschnelle etwas unter die Nase, vor dem ich entsetzt zurückpralle.

Noch niemals habe ich soviel Schuppen auf einem Haufen beieinander gesehen.

Ich schäme mich.

Ich schäme mich sogar sehr.

„Die sind alle von meinem Kopf?" frage ich zaghaft.

Der verkleidete Graf hat nur ein schmerzliches Lächeln.

Er sagt, und seine Stimme ist weich und von einer leisen Verträumtheit.

„Es gibt nur ein Mittel, Ihre erkrankte Kopfhaut wieder herzustellen, Herr Baron, und dieses Mittel heißt: Hariosol! Ich bitte!"

Er bringt eine Riesenflasche herbeigeschleppt und präsentiert sie mir. Ihr Inhalt hat eine verdächtige Ähnlichkeit mit aqua destillata.

Mir wird ängstlich zumute. Ich suche einzulenken.

Mit einer Schüchternheit, die bei der Kassierin nur ein Lächeln des Mitleids hervorruft, will ich Einwendungen machen.

„Ich glaube kaum — —" hebe ich an.

Der Graf schneidet mir sofort das Wort ab.

Sein Blick ist streng, von väterlicher, wohlwollender Strenge, die Bewegungen seiner Hände sind dozierend.

Er sagt:

„Herr Baron, ich bitte! Es wäre ein Verbrechen, das Sie an sich selbst begehen würden, wenn Sie darin fortfahren wollten, den wunderbaren Wuchs Ihres Haares zu zerstören. Ich gebe das nicht zu, ich bitte!"

Der Ton des Grafen ist so entschieden, daß ich ernsthaft erschrecke.

Ich suche nach einem Ausweg.

Schon halb entschlossen frage ich:

„Was kostet eine Flasche Ha — Ha — —"

„Hariosol," ergänzt der Graf.

Er lächelt wieder verträumt.

Sanft abwehrend schüttelt er den Kopf.

Er korrigiert mich:

„Der Herr Baron wünschen zu wissen, was eine Waschung kostet?... Nämlich — wir würden niemals Original-Hariosol aus den Händen geben! Niemals! Der Herr Baron werden begreifen: die Konkurrenz!... Die Zubereitung dieses wundervollen Mittels ist unser ausschließliches Geheimnis, das unter gar keinen Umständen preisgegeben werden darf!"

Mir ist fast feierlich zumute.

Ich frage:

„So... Also was kostet eine Waschung?"

Der verkleidete Graf blickt mir treuherzig in die Augen.

Er sagt:

„Eine Waschung wäre keine Waschung, Herr Baron. Ich würde es mit meiner Ehre nicht vereinbar halten, den Herrn Baron zu täuschen. Hariosol wirkt nur, wenn es dauernd angewendet wird... Ein Abonnement auf ein Dutzend Waschungen wäre daher das Mindeste, wozu sich der Herr Baron entschließen müßten. Ich bitte!"

„Das kostet?"

„Eine Kleinigkeit. Fünf Mark."

„Das ist alles?"

„Alles, Herr Baron."

„Schön. Ich abonniere."

Der verkleidete Graf ist plötzlich wie umgewandelt.

Seine Geschmeidigkeit ist einem gewissen ruhigen Ernst gewichen, dem gemessenen, ehrlichen Gebahren eines Menschen, der seine Pflicht tut.

Mit einer Verbeugung fragt er:

„Der Herr Baron befehlen doch zweifellos eine sofortige Waschung?"

Und schreit:

„Fritz, die Seife! Wilhelm, den Schwamm, die Tücher! Schnell, schnell!"

Und unter einer neuerlichen Verbeugung vor mir:

„Der Herr Baron gestatten . . ."

Der Graf rückt meinen Stuhl an ein Becken heran, drückt meinen Kopf ein wenig nach unten und dreht den Hahn der Wasserleitung auf.

Ein eiskalter Wasserstrahl durchnäßt mein Haar,

auf dem man sodann ein halbes Stück einer grünen, entsetzlich stinkenden Seife verschmiert.

„Diese Seife," sagt der Graf, indem er mich kräftig einreibt, „setzt sich aus nur edlen Stoffen zusammen. Sie riecht etwas, mag sein. Was will das aber besagen, wenn man diesen kleinen Fehler die vielen Vorzüge entgegenhält, die nur dieser Seife eigen sind! Ich bitte!"

Ich schließe die Augen.

Die Erklärungen des Grafen sind nüchtern, sachlich. Er spricht wie ein Mann der Wissenschaft, und ganz sicher ist er einer, der viel gelernt hat, und ich habe alle Ursache, mir Glück zu ihm zu wünschen.

Fast fröstelt mich ein wenig. Welcher Gefahr bin ich entronnen! Oder war es nicht schon immer mein heimlicher Stolz — mein schönes, weiches, schwarzes Kopfhaar?

Aber nun darf ich um sein Schicksal unbesorgt sein. Keine vorzeitige, kompromittierende Glatze droht mir mehr. Ich bin in guten Händen.

Und das alles — ist es möglich? — um die Lappalie von fünf Mark!

In diesem Moment geht ein neuer Strahl eisigen Wassers über meinen Kopf hinweg.

„Puh!“ mache ich und schüttle mich wie ein Pudel.

Allein der verkleidete Graf ist ohne Erbarmen und befiehlt:

„Die Flasche!“

Kaum ein wenig trocken geworden, wird mein Kopf zum dritten Male zum Sammelplatze für eine unangenehme Flüssigkeit.

Immerhin kann ich Gott danken, daß Hariosol nicht riecht.

Dafür freilich beißt es, in solchem Maße, daß ich das Gefühl habe, als reiße man mir jedes Haar einzeln aus dem Kopfe.

Der verkleidete Graf sieht mich mit liebenswürdiger Sanftheit an — kein Engel ist so rein!

„Ein angenehmes Prickeln,“ fragt er, „wie?“

Ich bin empört.

Ich ächze.

„Nein, ein fürchterliches Brennen,“ entgegne ich.

Der verkleidete Graf verliert keineswegs seine Fassung.

Mit eisiger Ruhe stellt er fest:

„Nur für den Anfang. Bald stellt sich die wohltuende Wirkung ein, der Kopf wird hell und klar, der Herr Baron fühlen sich wie neugeboren. Ich bitte!"

Ich werfe mich stöhnend in den Stuhl zurück und überlasse mich willenlos den Händen meines Peinigers.

Nachdem er minutenlang meinen Kopf weidlich eingerieben und geknetet hat, bearbeitet er ihn mit Tüchern, Kamm und Bürste.

Jedem Handgriff gibt er gratis eine Erklärung bei.

Er sagt:

„Es ist kaum glaublich, in welcher Weise heutzutage in den Geschäften Haarpflege getrieben wird, ich bitte! Man fertigt die sehr geschätzten Kunden wie Ware ab, schablonenmäßig, ohne Geist. Das ist der Fehler. Eine gediegene Haarpflege kann nur individuell betrieben werden. Individuell oder gar nicht! Das ist es... Unser

Salon ist da ein Muster, Herr Baron! Über jeden der Herrschaften, die uns beehren, wird Buch geführt, ich bitte! Ein jeder hat bei uns sein eigenes Fach, sein eigenes Rasierzeug, seine eigene Seife, seine eigenen Bürsten und Kämme ... Wo gibt's das noch, ich bitte?!"

Mit einem kühnen Riß hat mich der verkleidete Graf von einem halben Dutzend Handtüchern befreit.

Er steht vor mir und betrachtet mich.

Er ist befriedigt.

Er vollführt mit seinem rechten Arm eine elegante Geste und sagt:

„Ich bitte!"

Endlich bin ich fertig und kann mich erheben.

Ich atme auf.

Mein Kopf brennt wie Feuer.

„Was habe ich zu zahlen?" wende ich mich an den Grafen.

Er verbeugt sich fast bis zur Erde.

„Der Herr Baron erhalten an der Kasse eine Rechnung."

Ich gehe also an die Kasse.

Der Graf, der zweite Gehilfe, der Lehrjunge stehen mit soldatenhafter Strammheit in einer Reihe und ich schreite stolz und selbstbewußt die Front ab.

Die würdige Dame an der großen Registrierkasse glättet voll bestrickenden Entgegenkommens ein Blatt Papier.

„Was bin ich schuldig?" frage ich noch einmal.

Die Dame reicht mir das Papier.

Sie flötet:

„Zwanzig Mark und fünfzig Pfennige."

Ich erbleiche.

Ich bin starr.

Ich hauche:

„Wieviel?"

„Hier," sagt die Dame und drückt ihre fetten Finger auf das Papier, „es stimmt ganz genau. Zwanzig Mark und fünfzig Pfennige."

Ich bin fassungslos.

Ich frage:

„Wie ist das möglich — jener Herr sprach von fünf Mark —?"

„Pardon —"

Der verkleidete Graf hat sich aus der Front gelöst und ist an die Kasse herangetreten.

Ich erkenne jetzt, daß er eigentlich sehr viel von einem regierenden Fürsten an sich hat.

Seine Stimme klingt plötzlich seltsam kühl, seine Bewegungen sind gemessen, seine Nase erklimmt eine unglaubliche Höhe.

„Pardon," nimmt er das Wort, „die Rechnung stimmt. Der Herr Baron vergessen das Zubehör, ich bitte! Eine Flasche Hariosol macht sieben Mark fünfzig, zwei Bürsten machen fünf Mark, drei Kämme machen —"

Ich habe Lust, ihm meine Faust ins Gesicht zu schlagen.

Aber ich besinne mich, daß ich Baron bin, und es gelingt mir, kühl zu sein.

Ja, ich bin geradezu frostig.

„So," sage ich, lächle verächtlich und dehne meine Stimme, „hier sind fünfzig Mark..."

Die Situation hat sich sofort geändert.

In einem Nu ist die Front wieder hergestellt.

Die Kassendame aber lächelt lieblich, ein niedliches Grübchen erscheint in ihrem Kinn.

Voll graziöser Dienstbeflissenheit zahlt sie mir den Rest heraus.

„Neunundzwanzig Mark fünfzig," zählt sie, „ich danke ganz ergebenst, Herr Baron."

Ein kurzer Wink des Grafen, und die dienstbaren Geister fallen über mich her.

Der Graf hält mir den Überrock, ich fahre schnell hinein.

Der zweite Gehilfe reicht mir meinen Zylinder, der Lehrjunge meinen Stock.

Ich sehe den Grafen ironisch an und ziehe noch einmal meine Börse.

Mit fürstlicher Gebärde sage ich:

„Da."

Und ich gebe ihm fünf Mark.

Der Graf verbeugt sich nun wirklich bis zur Erde.

Er stammelt:

„Allerergebensten Dank, Exzellenz... Beehren uns Euere fürstlichen Gnaden wieder!"

Noblesse oblige.

Auch der zweite Gehilfe erhält zwei Mark.

Stolz und stumm schreite ich zur Türe hinaus.

„Fürstliche Gnaden ...! Fürstliche Gnaden ..!"

Auf der Straße holt mich der Lehrjunge ein.

Er ist außer Atem.

„Exzellenz ... zellenz," schreit er und ist ganz rot in seinem Rotzbubengesicht, „... zellenz haben vergessen ... ein Trinkgeld ... für mich!"

Ich wende mich um.

Ich lasse ihn herankommen.

Ich triumphiere.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, haue ich ihm eine schallende Ohrfeige herunter.

Er ist paff.

Er stottert:

„... zellenz ... ein Trink ..."

Ich hole zum zweiten Male aus.

Da besinnt er sich, steckt mir die Zunge heraus und läuft schimpfend in den Salon zurück.

Ich ziehe befriedigt meines Weges.

Ehret die Frauen

Ich habe in Pelsdorf bei Kukan, Kreis Niederbrietzen, einen Onkel namens Samuel.

Dieser wiederum hat eine Frau, die Katharina heißt und die meine Tante ist.

Beide aber sind sie auf den „Kukaner Anzeiger" abonniert.

Der „Kukaner Anzeiger" erscheint wöchentlich einmal und schneidet aus dem „Niederbrietzener Kreisblatt" aus.

Das „Niederbrietzener Kreisblatt" erscheint wöchentlich zweimal und schneidet aus der „Kottbuser Tagwacht" aus.

Die „Kottbuser Tagwacht" hingegen nimmt ihre Artikel aus der „Berliner Mittagspost".

Alles geht seinen geregelten Gang.

Es war unter diesen Umständen nicht zu vermeiden, daß eines Tages ein ironischer Artikel von mir „Ehret die Frauen..." im „Kufaner Anzeiger" stand und von Onkel Samuel und Tante Katharina gelesen und gründlich mißverstanden wurde.

Die Folgen waren furchtbar.

Onkel Samuel lud mich, da ich seinem Namen solche Ehre gemacht hätte, zu sich nach Pelsdorf ein.

Mein Onkel ist reich.

Mich beseelt der Drang, es zu werden.

Ich besann mich, daß ich ein Mann sei, setzte mich auf die Bahn und fuhr hin.

Onkel Samuel erwartete mich auf dem Bahnhof.

Er trug einen Frackanzug, der schon stark glänzte, und einen enorm hohen Zylinder.

Er nahm mich in Empfang mit den schönen Worten:

„Gott zum Gruß, lieber Neffe!"

Damit ergriff er mich und küßte mich auf beide Wangen, daß es klatschte.

Da ich aus seiner Nase mit Schnupftabak verkleisterte Haare hängen sah und es zudem übel aus seinem Munde roch, spuckte ich aus.

Er nahm an, ich habe geniest und sagte:

„Es helfe Gott!"

An der Schwelle des Hauses empfing mich Tante Katharina.

Sie umarmte mich, küßte mich mitten auf den Mund und sagte:

„Gott segne deinen Eingang, oh Jüngling!"

Nur der Anblick meiner Cousine, die Jetty hieß, erst achtzehn Jahre alt und recht hübsch war, hinderte mich daran, mich zu erbrechen.

Jetty trat auf mich zu, machte einen Knix und gab mir die Hand.

Sie hauchte:

„Gott grüß' dich, lieber Vetter!"

Tante Katharina führte mich in den Salon.

Ich durfte auf dem Sofa Platz nehmen, Jetty saß kerzengerade und steif wie ein Ladestock auf einem Stuhl im Stile des Empire, und Onkel Samuel, der inzwischen den Frack mit einer samtenen Hausjacke vertauscht und seine Glatze mit

6*

einem neckischen Käppi bedeckt hatte, lehnte mit Würde im Großvaterstuhl.

Onkel Samuel nahm eine Prise, schneuzte sich in ein riesenhaftes dunkelblaues Taschentuch und begann die Unterhaltung:

„Ja, ja, lieber Neffe, die Jugend ..."

Tante Katharina dagegen brachte ihre Mutter angeschleppt.

Das war eine alte Dame, die viel sprach, wenig sah und gar nichts hörte.

Man nannte sie die Muhme Brigitte.

Sie hatte keine Zähne, auch keine falschen, dafür zahllose blond und rötlich behaarte Warzen.

Sie ging lahm und stützte sich auf einen Stock.

Tante Katharina stellte mich ihr vor.

Trotzdem sie ein Höhrrohr und eine recht komplizierte Mimik zu Hilfe nahm, wurde sie von Muhme Brigitte nicht verstanden.

„Ich kaufe nichts," sagte abweisend Muhme Brigitte.

„Aber liebstes Mutti — das ist doch unser liebwerter Neffe!" brüllte Tante Katharina.

„Ich habe keinen Bedarf," schrie hartnäckig

Muhme Brigitte und fing schon an, wütend zu werden, so daß man alle Mühe hatte, sie zu beruhigen, und froh war, als man sie glücklich im Schaukelstuhl untergebracht hatte.

Dort kaute sie beharrlich ihre schmutzigen Feigen.

Tante Katharina entschuldigte sich.

Sie hatte eine weiße Schürze vorgebunden und machte den Tisch für den Kaffee zurecht.

„Gleich kommt der Herr Lehrer Wonka mit seiner lieben Gattin," tröstete sie mich, „er freut sich schon sehr, dich zu sehen. Er dichtet nämlich auch. Und er schätzt dich ungemein hoch."

Leider war das ein Irrtum.

Zunächst kam Ofensetzer Ottos Frieda aus Niederbrietzen.

Sie brachte ihren Jungen mit, der fünf Vierteljahre alt war und Kurt hieß.

Onkel Samuel nahm ihn sofort auf seinen Arm.

Jetty trat hinzu und stellte, ohne eine Antwort zu bekommen, an ihn folgende Fragen:

„Wie heißt der Bubi? Wo ist der Papa?

Wo ist die Mama? Kann Bubi lachen? Wie macht die Kuh? Wie macht der Hund?"

Tante Katharina klatschte vor Freude in die Hände.

Ofensetzer Ottos Frieda lächelte stolz.

Onkel Samuel aber nahm eine Prise und tat bedächtig den Ausspruch:

„Wie klar und rein ist doch die Seele eines Kindes!"

Damit legte er den Knaben in meine Arme.

Ich huschelte ihn und sagte zu ihm:

„Guck! Guck!"

Das schien ihm seltsamerweise nicht zu passen.

Denn er schrie plötzlich auf, vollführte mit Händen und Füßen merkwürdige, mir unverständliche Gebärden und machte mich voll.

Das Ereignis fand allgemeinen Beifall.

Onkel Samuel lachte laut und männlich:

„Hoho!"

Jetty kicherte verschämt jungfräulich:

„Hihi!"

Ofensetzer Ottos Frieda quietschte mutterhaft glücklich:

„Hehe!"

Nur Tante Katharina, die mir den Knaben abnahm, beruhigte mich mit den Worten:

„Das hat nichts zu bedeuten — bei so einem Kindchen!"

Der Herr Lehrer Wonka und seine Gemahlin kamen gerade zurecht, um das, was geschehen war, noch zu riechen.

Der Herr Lehrer bekam einen Anfall gelinder Ekstase.

Er begrub meine Hand in seinen beiden ungewaschenen Flossen.

„Ei, ei," rief er aus, „siehe da! Unser junger Freund im trauten Kreise der Familie! So ist es recht! So lobe ich mir den deutschen Poeta!"

Er steckte in seinem ausgetragenen schmutziggrauen Anzuge, der schlotternd um seine Knochen hing, wie ein Skelett. Ein ungepflegter hellblonder Vollbart umrahmte sein Antlitz, seine Zähne schimmerten gelb, seine Augen hatten sich furchtsam hinter riesigen Brillengläsern verschanzt.

Seine keineswegs bessere Hälfte trug den Namen Agathe.

Bemerkenswert an ihr war lediglich die Nase, die so spitz war wie ein Aphorismus von Karl Kraus.

Die Frau Lehrerin sah zu, wie man bemüht war, die meinen Hosen angetane Schmach abzuwaschen.

Sie zischte dabei in einem fort wie eine böse Schlange:

„Ach, das ist ja rührend — das ist entzückend, das ist reizend!"

Der Herr Lehrer aber fragte und er runzelte streng die Stirn:

„Wo ist denn der Knabe Gotthold?"

Onkel Samuel besann sich, daß er der Vater sei, und setzte die Miene eines Groß-Inquisitors auf.

„Ja, wo bleibt denn der Knabe?" fragte er empört.

Tante Katharina besänftigte den Sturm.

„Rege dich nicht auf, Papa — Gotthold ist beim Konditor! Gleich wird er da sein."

Und zu mir gewendet, erklärte sie:

„Unser Papa hat nämlich ein schwaches Herz — er muß sich streng vor jeder Aufregung hüten."

Gleich darauf kam der Knabe Gotthold.

Wäre er geblieben!

Er war keiner von den sanften, o nein!

Er gehörte zu den Draufgängern, zu den Wilden, an denen brave und fromme Eltern nur selten ihre Freude erleben.

Und daß er frech war wie eine Wanze, das war noch seine sympathischeste Seite!

Er schrie, kaum daß er mich erblickt hatte, mit jener alles niederringenden Stimme, wie sie nur einem fünfzehnjährigen verzogenen Bengel zur Verfügung steht:

„Vetter, du bist ein Kerl! Donnerwetter! Ich habe deine ‚Lieder der Wollust' gelesen!"

Mir lief es kalt über den Rücken.

Onkel Samuel schnellte aus seinem Großvaterstuhle empor.

Die Haare in seiner Nase zitterten merklich.

Er lispelte:

„Was hast du gelesen?"

Der Knabe Gotthold antwortete ganz frech:

„‚Die Lieder der Wollust‘!“

Der Herr Lehrer wurde bleich, die Frau Lehrerin hielt sich das Taschentuch vor die Nase.

Der Herr Lehrer fragte:

„Sage an, Knabe Gotthold, woher nahmst du dies verwerfliche Buch?“

Ich wagte einen Einwurf.

„Es war mein Erstlingswerk,“ hauchte ich schüchtern.

Der Knabe Gotthold war der einzige, der seine Kaltblütigkeit bewahrte.

Voll höhnischer Gelassenheit erwiderte er:

„‚Die Lieder der Wollust‘ sind auf Papas Nachtkästchen gelegen.“

Glücklicherweise wurde die peinliche Stille, die entstanden war, von einem Hustenanfalle der Muhme Brigitte abgelöst.

Muhme Brigitte hatte sich beim Kauen ihrer Feigen verschluckt, bekam keinen Atem, röchelte und fuchtelte gespenstisch mit ihren langen Hexenarmen in der Luft herum.

Jetty sprang sogleich mit kindlicher Besorgnis

der alten Muhme zu Hilfe, streichelte ihr die Wangen und klopfte ihr den Rücken ab.

„Liebe Muhme Brigitte," bedauerte sie, „tut auch etwas weh?"

Muhme Brigitte war wütend.

Einfach wütend!

Als ob ich schuld an den Folgen ihrer Gefräßigkeit und Naschhaftigkeit hätte, warf sie mir drohende Blicke zu.

Sie keifte:

„Was will er denn noch, he?! Wir kaufen ja doch nichts!"

Es wäre wider die Gesetze aller Logik gewesen, wenn der Knabe Gotthold jetzt nicht in ein unbändiges Gelächter ausgebrochen wäre.

Er lachte so, daß der Tisch und die Stühle wackelten und die Fenster klirrten, daß er sich den Bauch halten mußte, der kleine Kurt zu schreien anfing, der Herr Lehrer nervös wurde, Onkel Samuel Herzklopfen und Muhme Brigitte Ohrensaußen bekam.

Onkel Samuel besann sich zum zweiten Male, daß er der Vater sei.

Er sprang aus seinem Großvaterstuhl auf, nahm noch rasch eine ausgiebige Prise und meckerte los:

„Wie oft, ungeratener Knabe, soll ich dir noch sagen — —"

Der Herr Lehrer dagegen knetete salbungsvoll seine Hände und meinte:

„Gotthold, Gotthold — erinnerst du dich nicht, was dich die Schule gelehrt hat: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß — — Also sprich, wie war es?"

Aber der Knabe Gotthold zeigte ihm nur den Hinteren.

Und auch der Himmel hatte ein Einsehen und schickte Tante Katharina mit einer großen dampfenden Kaffeekanne.

Die Hölle dagegen spie zwei neue Gestalten aus, zwei alte verwitterte Jungfern namens Philine und Rosine Heck.

Beide waren sie Schwestern und beide Lehrerinnen, und beide haßten sie an Tieren, Menschen und Pflanzen, was generis masculini war.

Im Brennpunkt ihrer heißesten Liebe stand dafür eine alte und fette Möpsin, der sie den

Namen Dolly gegeben hatten, die jahraus, jahrein ein rosafarbenes Seidenband um den Hals trug, und die sie immer und ewig an der Leine mit sich führten.

Auch sie, die Möpsin, hatte noch nie das Gift der Liebe gekostet und ihren Körper von den beschämenden Folgen unzüchtigen Lebenswandels rein gehalten.

Onkel Samuel stellte mir die beiden Jungfrauen vor:

„Die sehr verehrten lieben und alten Freundinnen unseres Hauses ..."

Ich erbleichte.

Mehr aus einer dumpfen Furcht heraus, als aus Abscheu, huben alle meine Glieder lebhaft zu zittern an.

Rosine und Philine nahmen mit sichtlicher Befriedigung davon Kenntnis.

Sie maßen mich mit dem Blicke befreiter Überweiber und sagten,

Philine, die ältere, im Baß:

„Sehr angenehm!" —

Rosine, die jüngere, in hohem Diskant:

„Es ist mir ein Vergnügen!"

Glücklich darüber, so billig davongekommen zu sein, streichelte ich die Möpsin.

Sie knurrte, sah mich scheel an, machte eine sonderbare Bewegung — und — —

Fräulein Rosine sprang herbei und schaffte sie hinaus.

Fräulein Philine aber sagte voll mütterlicher Zärtlichkeit:

„Unsere liebe Dolly — ein so reinliches Tierchen!"

Tante Katharina goß den Kaffee in die Tassen.

Es war ein Kaffee, der sehr schön dampfte, wenig roch und gar nicht schmeckte.

Es war, mit einem Worte, Malzkaffee.

Tante Katharina sagte:

„Meine Lieben, ich darf Sie wohl bitten, ein Täßchen Kaffee zu trinken. Es ist freilich nur ein bescheidener Kaffee."

Der Herr Lehrer protestierte.

„Es ist ein deutscher Kaffee!"

„Und er kommt von gutem Herzen," fügte Onkel Samuel hinzu.

Die Frau Lehrer zischte:

„Ich finde, er schmeckt reizend!“

„Entzückend!“ bekräftigte Fräulein Philine.

„Süß!“ sang Fräulein Rosine.

„Indes ist festzustellen, daß er in keiner Weise der Gesundheit abträglich ist,“ begann der Herr Lehrer.

„Es ist Reformkaffee,“ warf Onkel Samuel ein und nahm eine gewichtige Prise.

Der Herr Lehrer machte mit den Augen ein Ausrufungszeichen.

Er war mit einem Male begeistert.

Er rief aus:

„Reformkaffee! Überhaupt: Reformen!“

Und sich von seinem Stuhle erhebend, fuhr er in wohlgesetzter Rede fort:

„Verehrte! Meine Damen und Herren! Hochansehnliche Gesellschaft! Wem könnte es entgehen, in wie begrüßenswerte neue Bahnen unser aller Leben einzulenken sich anschickt! Wohin wir blicken, überall entdecken wir Reformen! Reformen auf dem Gebiete der Bekleidung, der Ernährung und der Lebensführung, Reformen auf dem Gebiete

der körperlichen und geistigen Kultur!... Verehrte! Meine Damen und Herren! Hochansehnliche Gesellschaft! Wenn ich jetzt das Glas — pardon: die Tasse! — ergreife, so — —"

Die Möpsin hatte sich faul ausgestreckt und schnarchte.

Der Knabe Gotthold ließ seine Finger eine Forschungsreise in seine Nase unternehmen.

Ich flüsterte dem Knaben etwas zu.

Er blickte mich verständnisinnig an und führte mich hinaus.

Während ich spie, sprang er mitleidig nach Wasser.

Kuren

Ich hatte mir eine niedliche kleine Blutvergiftung geholt.

Am Gelenk meines rechten Fußes zog sich etwas wie ein Gewitter zusammen. Die Haut rötete sich, das Fleisch schwoll an, und um eine kleine Wunde herum bildete sich Eiter.

Es war weiter nicht schlimm.

Aber es fing an, weh zu tun, und deshalb sagte ich zu meiner Frau:

„Liebe Kreszenz," sagte ich, „bitte, hole den Arzt!"

Kreszenz hingegen, die eine unüberwindliche Abneigung gegen Ärzte hat und die außerdem immer das Gegenteil von dem tut, was ich wünsche, hielt es für angebrachter, die Schwiegermutter zu holen.

Diese kam, sah und verordnete.

„Heiße Wickel um den Fuß," sagte sie, „kein Fleisch, alle zwei Stunden eine Tasse Lindenblütentee und dreimal täglich ein Klystier!"

Und damit ging sie.

*

Der Fall nahm folgenden Verlauf:

Die acht Tassen Lindenblütentee, die meine Frau in mich hineinzwang, verursachten mir weiter keinen Schaden.

Von den Klystieren, von denen mir auch nicht eines erspart blieb, kann ich nur sagen, daß sie mir an der verkehrten Stelle Linderung brachten.

Was aber die heißen Wickel betrifft, so konnte selbst Kreszenz nicht behaupten, daß sie von der erhofften Wirkung gewesen wären.

Denn am Abend war mein Fuß krebsrot und so dick wie ein Kanonenrohr.

Vor Schmerzen ächzend, bat ich aufs neue:

„Geliebte Kreszenz," bat ich, „willst du mir nicht jetzt einen Arzt besorgen?"

Allein Kreszenz, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, mich auch gegen meinen Willen gesund zu

machen, hatte etwas anderes beschlossen. Sie ging, um den Kräutermann zu holen.

*

Der Kräutermann kam.

„Ich habe," wollte ich ihm erklären, „ich bin . . ."

Er winkte kurz ab.

„Sehen Sie mich an," sagte er barsch. „Sehen Sie nach rechts. Sehen Sie nach links. Nach oben. Nach unten. So . . . Sie sind leberkrank!"

„Nein," wollte ich ihm aufs neue klar machen, „ich habe . . . ich bin . . ."

Er winkte noch kürzer ab.

„Von diesem ‚spanischen Kräutertee' werden Sie täglich fünf Tassen trinken. Von diesem ‚Jerusalemer Balsam' genügen morgens, mittags und abends je zehn Tropfen. Von diesen ‚Verdauungs- und Hämorrhoidal-Pillen' hingegen nehmen Sie stündlich ein Stück."

Und damit ging er.

*

Meine Frau sah darauf, daß ich die Verordnungen streng befolgte.

7*

Es rührte sie nicht, daß ich von dem „spanischen Kräutertee“ die Kolik bekam, daß mir der „Jerusalemer Balsam“ den Magen aufbiß und die „Verdauungs- und Hämorrhoidal-Pillen“ mir Blähungen verursachten.

Nein, das alles rührte sie nicht.

Erst als mein Bein die Dicke einer alten Silberpappel hatte, meinte sie, daß es an der Zeit sei...

„Den Arzt zu holen,“ stimmte ich freudig zu.

„Nein, Frau Herschelmann.“

Und sie hatte kein Erbarmen, sondern suchte tatsächlich Frau Herschelmann auf, eine bejahrte Hebamme, von der die Sage ging, daß sie durch wunderbare Sympathie-Kuren schon viele Menschen vom sicheren Tode errettet hatte.

*

Frau Herschelmann kam.

Sie war ein kleines rundliches Weiblein, mit einem Vollmondgesicht, das immerzu lächelte.

Sie trat an mein Bett, sprach mir Trost zu, streichelte mich und meinte:

„Seien Sie nur nicht bange, lieber Herr — wir werden es schon machen!“

Sodann stellte sie an mich folgende Fragen:

„Wann sind Sie geboren? Zu welcher Stunde? Tags? Nachts? Von welcher Farbe waren die Haare Ihrer Mutter? Hatten Sie als Kind die englische Krankheit? Glauben Sie an Gott? Welches Einkommen hatte Ihr Vater? Welche Speisen essen Sie gern? Lieben Sie junge Hunde? Warum? Haben Sie eine Antipathie gegen schwarze Katzen? Warum?"

Ich beantwortete alles, so gut ich es konnte.

Darauf vollführte Frau Herschelmann mit den Händen seltsame Gesten, sprach eine geheimnisvolle Formel, schnitt mir ein Büschel Haare vom Kopf und zapfte mir etwas Blut ab.

Darauf verlangte sie zehn Mark.

Als sie sie erhalten hatte, lächelte sie und sagte:

„Vermeiden Sie es streng, an schwarze Katzen zu denken! Denken Sie im Gegenteil recht eifrig an junge Hunde! Bei eintretendem Vollmond sind Sie dann gesund!"

*

Bis zum Eintritt des Vollmonds fehlten noch sechs Tage.

Ich verbrachte sie in trostlos-stumpfen Hinbrüten, machte mein Testament und versuchte im übrigen recht eifrig an junge Hunde zu denken.

Leider fielen mir nur schwarze Katzen ein. Ein ganzes Heer von schwarzen Katzen war um mich, jede einzelne sah mich tückisch an, fauchte und wies mir die Krallen.

Mein Bein hatte inzwischen alle Farben angenommen und die Dicke der städtischen Straßenwalze erreicht.

In der Nacht aber, da der Mond voll wurde, wurde es plötzlich schwarz.

Pechschwarz.

Gepeinigt schrie ich auf.

„Ob wir am Ende doch den Arzt holen?“ fragte meine Frau und war nicht ganz sicher.

„Nein,“ brüllte ich, „ich will sterben.“

Da aber erwachte der Widerspruchsgeist in meiner Frau.

„Doch — ich hole den Arzt,“ sagte sie trotzig, „du mußt folgen!“

*

Als der Arzt kam, war es zu spät.

„Es gibt nur ein Mittel, das helfen kann," stellte er fest, „wir müssen das Bein amputieren!"

Und erbarmungslos sägte man mir das Bein ab.

„Hatte ich es dir nicht gesagt," klagte meine Frau, „hatte ich es dir nicht gesagt: du müßtest folgen?"

Sieg der Dummheit

Was ist Klux?

Eine kleine Stadt unter erschwerenden Umständen — in Böhmen.

Wodurch ragt Klux hervor?

Durch zweierlei: es fabriziert konkurrenzlos Lederwaren, und es hat einen Satiriker hervorgebracht.

Die Lederwaren interessieren weiter nicht, aber der Satiriker bin ich.

Ich interessiere. Die weitesten Kreise. Nur die Kluxer nicht.

Das heißt — bis auf die Kluxer „Gesellschaft".

Die fürchtet mich.

*

Es ist nötig festzustellen, was man in Klux unter „Gesellschaft" versteht.

Um es präzise auszudrücken, setzt sich, was man in Klux die „Gesellschaft" nennt, aus folgenden Individuen zusammen: aus Herrn Rechtsanwalt Theobald Hermann Hajek, Herrn Fahnentuchfabrikanten Emanuel Truller, Herrn Postkontrolleur Vinzenz Poboda, Herrn Realschullehrer Siegfried Campe und Herrn Stadtrat Emil Bock.

In Details unterscheiden sich diese Herrschaften natürlich untereinander, sie schillern und leuchten in den verschiedensten Farben und Nuancen. Was sie indessen eint, ist ein Großes, Unverrückbares: ihre Dummheit.

Um sie erschöpfend zu charakterisieren, genügt es etwa, von ihnen zu sagen, daß

Herr Rechtsanwalt Theobald Hermann Hajek Reserveoffizier ist, Einfluß und Geld hat und dumm ist,

Herr Fahnentuchfabrikant Emanuel Truller Obmann des Kriegerdenkmalsvereins ist, einen Fettbauch, eine hübsche Frau und Geld hat und dumm ist,

Herr Postkontrolleur Vinzenz Poboda Junggeselle ist, kein Geld hat und sehr dumm ist,

Herr Realschullehrer Siegfried Tampe noch dümmer, und

Herr Stadtrat Emil Bock schlichthin blöde ist.

Man muß, um in Klux zur Gesellschaft zu gehören, also Geld oder doch ein Amt haben. Was man unter keinen Umständen haben darf, ist dieses: Verstand.

Denn über Intelligenz jeglicher Art ist in Klux der Boykott verhängt.

*

Was tun nun, so wird man fragen, in Klux die Leute, die trotzdem Verstand haben?

Was ihnen zu tun übrig blieb, war bisher zweierlei: sie griffen entweder zur Pistole und entleibten sich, oder sie verkauften und verschenkten, was sie an unbeweglichem Hab und Gut besaßen, und wanderten aus.

Denn die Dummheit siegte.

Erst mir gelang es, einen dritten Ausweg zu finden, der weniger schmerzhaft war: ich wurde Satiriker.

Man glaube nicht, daß das ein Kompromiß war.

Es war ein Kampf.

Es war ein Kampf, den ich als Einzelner gegen eine kompakte Majorität führte, gegen eine zu einer einzigen Lawine zusammengeballte Riesendummheit, und in dem ich Sieger blieb.

Jawohl.

Mit Hohngelächter setzte ich meinen Fuß auf die unförmige Masse dessen, was von der Kluxer „Gesellschaft" übrig geblieben war, und duldete nicht, daß das Untier auch nur noch aufmucke.

Ich hatte ihm das Maul gestopft.

Ich lebte zwar nicht mit ihm, aber ich lebte fortan von ihm.

An seiner Niederlage weidete ich mich nicht allein, ich weidete sie auch aus.

Und das tat ich gründlich.

*

Genau betrachtet, war der Kampf, den ich gegen die Kluxer Gesellschaft führte, freilich ein Kampf mit ungleichen Waffen: ein Kampf, in dem ich unverwundbar war, während der Gegner

durch die ungeheuerliche Breite seines geistigen Mankos meinen Pfeilen ein unvergleichliches Ziel bot.

Welches waren denn die Waffen, mit denen Klux es unternehmen konnte, mich zu bekämpfen?

Die üble Nachrede? Sie genierte mich nicht.

Die gesellschaftliche Ächtung? Sie war mir eine Wohltat.

Die Brachialgewalt? Vor ihr schützten mich zwei Doggen und ein Revolver.

Wahrlich, ich hatte alle Ursache, zu lachen: Klux war wehrlos.

Das arme dumme Biest lag unbeholfen da in seinem Fett und konnte, während ich ihm das Leder gerbte, nur die Zähne fletschen und kläffen.

Einen nach dem anderen von den Herrschaften nahm ich mir vor, besah ihn und nahm ihm Maß zu einer auskömmlichen satirischen Behandlung: den Rechtsanwalt Theobald Hermann Hajek, der Reserveleutnant war, den Fahnentuchfabrikanten Emanuel Truller, der dem Kriegerdenkmalsverein als Obmann vorstand, den Postkontrolleur Vinzenz Poboda, der so dumm war, daß es selbst in Klux

unangenehm auffiel, den Realschullehrer Siegfried Tampe, der immerhin noch dümmer, und den Stadtrat Emil Bock, der schlichthin blöde war.

Alle nahm ich sie zwischen meine Finger, pappte ihnen das Etikett, das ihnen zukam, fröhlich auf den Hintern und ließ sie, die vor Wut heulten, wieder laufen.

Keiner entging mir.

Es war, man darf es mir glauben, eine süße Rache, die ich da für die vielen armen Menschen nahm, die die Borniertheit der Kluxer Gesellschaft in den Tod und in die Fremde getrieben hatte.

Und ich war nicht willens, Gnade für Recht ergehen zu lassen.

*

Bis schließlich der Zeitpunkt kam, da ganz Klux geknebelt zu meinen Füßen lag und mir gegenüber nur noch die eine Empfindung hatte: die der Furcht.

Da beschlich mich, ich muß es gestehen, mit einem Male eine seltsam tiefe Traurigkeit.

Eine immense Traurigkeit darüber, daß soviel

Dummheit in der Welt war, eine Unsumme von Dummheit, die man im besten Falle wohl einschüchtern, niemals aber töten konnte.

Und ich ging hin und weinte.

Weinte darüber, daß es über mich verhängt war, ein Satiriker zu sein.

Und zog fort von Klux.

Wirtschaft

Die Situation war die, daß der Hauswirt uns wegen rückständiger Miete mit zwangsweiser Delogierung drohte, und daß drei Lieferanten entschlossen waren, uns zu pfänden

a) wegen einer gelieferten, getrunkenen, aber noch nicht bezahlten Sendung Burgunderweines,

b) wegen eines gelieferten, glücklich krepierten, aber noch nicht bezahlten englischen Boxerhundes,

c) wegen eines gelieferten, inzwischen zerhackten, aber noch nicht bezahlten Riesengrammophons.

Die Situation war nicht unbedenklich. Mehr: sie war verzweifelt. Trotzdem blieb ich guten Mutes, denn es war der dreißigste, und für den zweiten erwartete ich Geld.

„Wieviel?" fragte meine Frau.

„Fünfhundert Mark.“

„Bestimmt?“

„Bestimmt!“

„Was werden wir damit bezahlen?“

„Die volle Miete, den halben Wein, ein Viertel des Hundes und ein Achtel des Riesengrammophons.“

„Und mit dem Rest?“

Ich rechnete nach. Es blieben achtundvierzig Mark. Achtundvierzig Mark und sechsunddreißig Pfennige.

„Dafür kaufst du mir einen Hut,“ sagte meine Frau.

„Nein,“ sagte ich.

„Eine Bluse,“ bettelte meine Frau.

Ich schüttelte den Kopf.

„Ein paar Strümpfe — durchbrochen, aus mattgrüner Seide!“

Ich blieb fest.

„Ein paar Handschuhe,“ sagte ich, „aus dauerhaftem gezwirntem grauem Stoff. Sonst nichts. Wir müssen sparen!“

*

Der zweite des Monats kam, aber das Geld kam nicht. Es kamen der dritte, vierte, fünfte und sechste des Monats, aber das Geld kam nicht. Am siebenten erwartete ich es nicht mehr, allein da kam es gerade. Leider waren es nur zweihundertundfünfzig Mark.

„Was werden wir damit bezahlen?" fragte meine Frau bestürzt.

Voll stoischem Gleichmuts sagte ich:

„Die halbe Miete, ein Viertel des Burgunderweins, ein Achtel des Boxerhundes und ein Sechzehntel des Riesengrammophons."

„Und mit dem Rest?"

Wieder rechnete ich nach. Es blieben vierundzwanzig Mark. Vierundzwanzig Mark und achtzehn Pfennige.

„Ich kaufe dir ein paar warme Würstchen," tröstete ich meine Frau.

*

Um ein paar warme Würstchen einzukaufen, fuhren wir nach der Stadt. Da das Wetter günstig war und wir außerdem die Bahn nicht lieben, nahmen wir einen Wagen. Zufrieden mit uns

selbst, dem Kutscher und dem lieben Gott, kamen wir an. Wir hatten zweihundertfünfzig Reichsmark in der Tasche.

Meine Frau sagte: „Ich habe Durst."

Wir gingen in den Ratskeller und bestellten haute sauterne. Einen alten Jahrgang. Dazu aßen wir gebackene Sardellen. So präpariert, in einem lieblichen Dusel, gingen wir, um uns nach den Würstchen umzutun.

Wir kamen an einem Seidenwarengeschäft vorbei.

Meine Frau fragte ganz unvermittelt: „Du, Lieber — wie steht mir Blau?"

„Vortrefflich," sagte ich.

„Wirklich? . . . Ach, dann kaufst du mir doch jene Bluse dort?"

Ich kaufte „jene Bluse". Aber ich kaufte auch drei seidene Jupons, einen türkischen Schal und zwei kokette Schürzen.

„Wie süß du bist," sagte meine Frau, „aber nun solltest du dir auch selbst eine Freude machen. Was meinst du zu jenem Panama?"

So sagte sie.

Ich kaufte den Panama. Ich kaufte auch ein halbes Dutzend feiner seidener Krawatten, ein Dutzend modefarbener Strümpfe und einen Spazierstock mit echtem Griff.

Meine Frau stellte fest: „Jetzt bist du schick — bis... bis auf die Schuhe!"

An den Schuhen sollte es nicht liegen, daß ich nicht jeder Zoll ein Gentleman wäre.

„Du meinst —?" fragte ich.

Meine Frau nickte.

Und so traten wir in schöner Einigkeit in einen neuen Laden.

Es war ein Schuhgeschäft. Wir wählten. Wählten zwei Paar schlichthin königlicher Schuhe, das eine für mich, das andere für meine Frau.

„Gnädige Frau haben einen reizenden Fuß," sagte das Fräulein, das uns bediente, „wie geschaffen für dies exquisite Leder!"

Das kostete fünfzig Mark.

„Jetzt bin ich glücklich," konstatierte meine Frau unter Aufatmen, „und habe keinen Wunsch mehr — außer..."

Ich wehrte ab.

8*

„Pst," machte ich und zog mein Portemonnaie, „ich will erst zählen."

Ich zählte. Bis zehn. Weiter zu zählen, war nicht möglich.

„Nur noch zehn Mark?" fragte meine Frau und war erstaunt.

Ich nickte.

„Was werden wir davon bezahlen?"

„Den Wagen und die Würstchen," sagte ich.

Und ich zögerte nun nicht länger, sondern erstand für fünfzehn Pfennige ein Paar Würstchen. Ich wickelte sie sorgfältig in Papier ein und steckte sie in die Tasche.

Dann fuhren wir nach Hause.

*

Während wir am nächsten Tage die Würstchen als Mittagsbrot verzehrten, überdachten wir die Lage.

Sie war unerquicklich. Mehr: sie war kritisch.

„Was werden wir tun?" seufzte meine Frau.

Ich wies kurz entschlossen auf den zweiten des nächsten Monats hin.

„Bekommst du dann Geld?"

„Ja."

„Wieviel?"

„Fünfhundert Mark."

„Wirklich?"

„Wirklich!"

„Was werden wir davon bezahlen?"

Ernst sagte ich:

„Die volle Miete, den halben Burgunderwein, ein Viertel des Boxerhundes und ein Achtel des Riesengrammophons."

Monatsraten

Ich war es müde geworden, von der Hand in den Mund zu leben, bald bei einem Freunde, bald in einem Hotel, bald unter einem Bahnhofsbogen zu nächtigen und meine Tage mit Nichtstun und Träumereien hinzubringen.

Mit einem Worte: ich sehnte mich nach einer bürgerlichen Existenz.

Ein Bekannter, der mir wohl wollte, sagte: „Du mußt in eine Redaktion!"

Und er, der eine Unmenge von Beziehungen und Verbindungen hatte, setzte es tatsächlich durch und verschaffte mir beim „Strelaer General-Anzeiger" den Posten eines Redaktionssekretärs.

Ich kam mir mit einem Male ungemein wichtig vor, setzte mich in den Zug und fuhr beseligten

Gemütes nach dem Orte meines neuen Wirkungskreises: nach Strela an der Mandau.

Schon am nächsten Tage trat ich meine Stellung an.

Ich fand sie himmlisch und stürzte mich mit der Vehemenz und der Neugier eines Menschen, der ein Erlebnis erwartet, in die Arbeit. Und es ist zu sagen, daß mein Eifer allerseits Billigung und Anerkennung fand.

Aber ich kostete auch zum ersten Male die Wollust eines eigenen Heims aus.

Bei einer sicheren Frau Treibel hatte ich ein „elegant möbliertes" Zimmer gemietet, das in der Tat an Luxus alle meine Erwartungen übertraf.

Es hatte einen Diwan, einen Juteteppich, drei Öldrucke, Gaslicht, einen Schreibtisch und einen Schaukelstuhl.

Und ich schlief, so wahr mir Gott helfe, in einem Himmelbett. In einem Himmelbett mit Spitzen und stimmungsvollen Vorhängen aus blaßblauer Seide!

Wie ein Graf kam ich mir vor!

*

Der Posten eines Redaktionssekretärs beim „General-Anzeiger" in Strela an der Mandau war mit einem monatlichen Gehalt von fünfundsiebzig Talern dotiert.

Was war also wahrscheinlicher, als daß sich die Nachricht von meiner Anstellung mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers über den halben Kontinent verbreiten würde?

Schon nach Verlauf von drei Tagen konnte ich mich davon überzeugen.

Ich erhielt nämlich den Besuch eines netten und eleganten jungen Mannes, der sich mir sehr artig als der Vertreter einer Firma vorstellte, die Wäsche, Maßanzüge, Schuhe, Hüte, Goldwaren, Brillanten, Reisekoffer, Grammophone, Pistolen, Badewannen, Rasiermesser, Feldstecher, Terrakotten, photographische Apparate und Konversationslexika liefere — gegen langfristige Amortisation.

Langfristige Amortisation — was war das?

Der elegante junge Mann, der merkwürdigerweise nur Krause hieß, lächelte diskret und sagte:

„Es paßt den hohen Herrschaften oft nicht, die gekauften Waren sogleich zu bezahlen. Wozu auch?

Sie haben es ja nicht nötig. Nein, da unsere Firma — Braun, Leberfleck & Kompagnie, ich bitte! — existiert, haben sie es nicht nötig. Braun, Leberfleck & Kompagnie gewähren den koulantesten Kredit. Und sie verlangen schließlich die Bezahlung nicht auf einmal. Bewahre. Nur in monatlichen Raten, in ganz kleinen, kaum wahrnehmbaren Raten, schon von zwei Mark an, je nach der Größe des Objekts. Wie sollte da der Herr sich nicht entschließen, bei uns zu kaufen?! Einen auf prima Seide gearbeiteten Maßanzug zum Beispiel und einen Satz Wäsche, bestehend aus etwa je einem Dutzend Tag- und Nachthemden und Unterhosen, und zum mindesten noch eine garantiert echte Browningpistole! Der Betrag, der für alle diese schönen und nützlichen Dinge jeweils am ersten eines jeden Monats zu bezahlen wäre, beträgt nur zwanzig Mark. Nicht mehr. Was aber sind zwanzig Mark, bei einem Monatseinkommen von fünfundsiebzig Talern! Ich bitte!"

„Wie, Sie wissen?" fragte ich verblüfft.

„Alles," sagte Herr Krause und hatte eine Gebärde, die eines besseren Namens würdig ge-

wesen wäre. „Braun, Leberfleck & Kompagnie sind wohl informiert und immer auf der Höhe!"

Ich war besiegt.

„Ja, dann," sagte ich, „dann will ich kaufen."

Und ich kaufte bei Braun, Leberfleck & Kompagnie einen auf prima Seide gearbeiteten Maßanzug, einen Satz Wäsche, bestehend aus je einem Dutzend Tag- und Nachthemden und Unterhosen, eine garantiert echte Browningpistole, einen Zylinderhut, einen Rohrplattenkoffer und eine Büste Ottos des Faulen in Bronze.

Ich hatte monatlich fünfunddreißig Mark abzuzahlen.

*

Wer beschreibt mein Erstaunen, als sich mir gleich darauf am nächsten Tage ein zweiter Herr vorstellte, ein Herr in den besten Jahren, Meier mit Namen, etwas leger in Manieren und Kleidung, etwas dick, sehr jovial, ganz der Typus des wohlhabenden, wohlmeinenden, vertrauenswürdigen deutschen Onkels — also ein Herr, der für die bekannte Firma Jollerböck & Söhne zu reisen vorgab, eine durchaus solide, best fundierte

Firma, die gegen langfristige Amortisation folgendes verkaufe:

Wäsche, Maßanzüge, Schuhe, Hüte, Goldwaren, Brillanten, Reisekoffer, Grammophone, Pistolen, Badewannen, Rasiermesser, Feldstecher, Terrakotten, photographische Apparate und Konversationslexika.

Ich war sprachlos.

Herr Meier war es nicht.

Indem er mir seine wohlgenährte Rechte vertraulich auf die Schulter legte, sagte er:

„Ein so intelligenter junger Mann wie Sie, nicht wahr, braucht Anregung. Gibt es aber in Strela an der Mandau Theater oder Konzerte? Nein. Dafür gibt es die Firma Jollerböck & Söhne, welche bekanntlich die besten Grammophone der Welt liefert. Sie haben täglich Ihr Haus- und Privatkonzert! Bei einem Walzer von Strauß stehen Sie auf, bei einer Polka von Beethoven speisen sie zu Mittag, den Nachmittagkaffee nehmen Sie bei einem Marsch von Mozart ein, und ein Lied von Carusos herrlicher Stimme wiegt Sie in den Schlaf! Ist das nicht herrlich?...

Aber ein rastlos vorwärts strebender junger Mann wie Sie braucht auch Bücher. Bücher, die ihn belehren, aus denen er jene Kenntnisse schöpfen kann, ohne die heute ein Vorwärtskommen nicht mehr möglich ist. Dazu ist das Konversationslexikon da. Es ist prachtvoll gebunden, eine wahre Zierde für jedes Zimmer, und wird mit einem Regal in Eiche geliefert... Bleibt noch unsere unvergleichliche, prima verzinkte Badewanne, die ich Ihnen als einem reinlichen Menschen nicht dringend genug ans Herz legen kann! Bade zu Hause! Ohne Bäder gibt es keine Gesundheit, ohne Gesundheit kein Leben. Sie sehen, daß die Anschaffung einer Badewanne eine Lebensfrage ist! Es wäre unverantwortlich und leichtsinnig von Ihnen, sie nicht zu kaufen!"

Ich wollte nicht leichtsinnig sein und kaufte bei Jollerböck & Söhne eine prima verzinkte Badewanne. Auch für meine Bildung wollte ich ein übriges tun und gab ein Konversationslexikon in Auftrag. Und daß ich das Grammophon nicht ablehnte, verstand sich von selbst.

„Zum Schlusse noch einen Feldstecher und eine

echte Busennadel," sagte Herr Meier und zwinkerte listig mit den Augen. „Ohne eine Busennadel können Sie nicht sein! Eine Busennadel gibt Glanz, Glanz gibt Ansehen, Ansehen gibt Reichtum und Macht. Eine Busennadel müssen Sie haben!"

„Also einen Feldstecher und eine Busennadel," sagte ich entschlossen, denn die Möglichkeit, zu Macht und Reichtum zu gelangen, wollte ich mir nicht verscherzen.

Zunächst hatte ich freilich an Jollerböck & Söhne im Monat achtundsechzig Mark abzuzahlen.

*

Als dann nach Verlauf von weiteren drei Tagen ein dritter Herr bei mir vorsprach, war ich einfach perplex.

Es war diesmal ganz unverkennbar ein Aristokrat, der mich besuchte, ein Herr von korrekten, gemessenen Bewegungen, weißbärtig, mit schwarzem Überrock und Zylinder, in seinem Auftreten den strengen, unerbittlichen, aber gerechten Menschen verratend.

Er überreichte mir seine Karte. „Von Basedow," sagte er und verbeugte sich knapp.

„Von welcher Firma?" fragte ich schüchtern.

„Von Isidor Knattersafts seliger Witwe," sagte er schnarrend.

„Sie verkaufen," so forschte ich weiter, „Wäsche, Maßanzüge, Schuhe, Hüte, Goldwaren, Brill..."

„Ja," unterbrach er mich kurz.

„Sie verzeihen," wendete ich ein, „bis auf die Schuhe und die Rasiermesser habe ich eigentlich schon alles..."

Er zog die Augenbrauen finster zusammen und den Bleistift aus der Tasche. „Gut, dann notiere ich: zehn Paar Schuhe und ein Dutzend prima vernickelte Rasiermesser. Fertig!"

„Wenn es sein muß..." machte ich ratlos.

„Es muß sein," sagte er streng.

„Aber was sehe ich da," rief er gleich darauf aus, „Sie tragen eine Taschenuhr aus Nickel?!"

Ich wurde rot.

„Sie sollten sich schämen! Eine Nickeluhr trägt man heutzutage nicht mehr! Pfui! Das ist ein bedauerlicher Mangel an Geschmack und guter Erziehung!"

„Aber..."

„Kein Wort! Ich notiere: eine goldene Taschenuhr mit Präzisionsmechanik und Garantieschein. Macht fünfhundert Mark."

Damit verbeugte sich von Basedow gemessen, nahm meine Unterschrift und ging.

An Isidor Knattersafts selige Witwe aber hatte ich monatlich fünfzig Mark abzuzahlen.

*

Von den bestellten Waren ging nun eine um die andere ein, und ich erlebte jetzt einen Monat, der mir ewig unvergeßlich bleiben wird.

Nicht genug damit, daß ich ein fürstliches Zimmer bewohnte und in einem blaßblauen Himmelbett schlief, nein: ich stolzierte jetzt auch in einem auf Seide gearbeiteten Anzuge umher, prunkte mit funkelnagelneuer Wäsche, wechselte täglich die Schuhe, badete mich jeden Morgen bei den Klängen des Grammophons, machte Schießübungen im Freien, rasierte mich früh, mittags und abends, ein jedesmal mit einem anderen Messer, ließ meine Busennadel in der Sonne funkeln, stieg im Zylinderhute den jungen Mädchen nach, zog alle Augenblicke meine goldene Uhr, suchte mit dem

Feldstecher das ganze umliegende Land ab und las bis tief in die Nacht hinein im Konversationslexikon.

Oh, es war eine herrliche Zeit!

*

Bedauerlicherweise nahm sie ein schnelles und unrühmliches Ende.

Der Erste des Monats war gekommen, und ich durfte mit klopfendem Herzen die ersten fünfundsiebzig Taler meines redaktionssekretärlichen Gehaltes beheben.

Ich behob sie, da sie mich eine süße Last dünkten, in Silber. Und schritt voll weltbejahender Pläne meiner elegant möblierten Wohnung mit dem blaßblauen Himmelbett zu.

Auf der Hausflur empfing mich Frau Treibel und nahm die vierzig Mark der Monatsmiete in Empfang.

Diskret lächelnd flüsterte sie: „In Ihrem Zimmer warten drei Herren."

Drei Herren —?

Als den ersten erkannte ich den jungen manierlichen Herrn Krause von Braun, Leberfleck &

Kompagnie, der zweite war kein anderer als der gute Onkel Meier von der Firma Jollerböck & Söhne, und als der Vertreter von Isidor Knattersafts seliger Witwe präsentierte sich mit viel Strammheit der Aristokrat von Basedow, Reserveleutnant.

Sie alle lächelten etwas höhnisch und nahmen mir kalten Blutes hundertdreiundfünfzig Mark ab.

Dann empfahlen sie sich, versprachen am nächsten Monatsersten wiederzukommen und gingen.

Mir blieben zweiunddreißig Mark.

Als rasch entschlossener Mensch dachte ich gar nicht daran, für diesen lumpigen Betrag der Redaktion des „General-Anzeiger" in Strela an der Mandau weiter Sekretärdienste zu leisten.

Ich packte vielmehr die Wäsche, die Browningpistole und den Feldstecher in den Rohrplattenkoffer, trug die goldene Uhr rasch ins Leihamt, steckte mir die Busennadel an, setzte den Zylinderhut auf und machte mich in dem auf Seide gearbeiteten Maßanzuge aus dem Staube.

Die neun Paar Schuhe, die elf Rasiermesser, die bronzene Büste Ottos des Faulen, das Gram-

mophon, die Badewanne und das Konversations-
lexikon ließ ich zurück.

Braun, Leberfleck & Kompagnie, Jollerböck & Söhne und Isidor Knattersafts selige Witwe mochten sich in die Sachen teilen.

Meine süße dicke Tilly

Wie es kam, daß ich ihre Bekanntschaft machte, weiß ich so genau nicht mehr zu sagen.

Sie stammte aus gut bürgerlicher Familie, stand ohne näheren verwandtschaftlichen Anhang da und pflegte ihr Hündchen.

Da machte es sich eben so.

Ihr Name war Mathilde.

Da sie aber darauf bestand, nannte ich sie Tilly.

„Meine süße dicke Tilly,“ sagte ich.

„Wie soll ich dich heißen?“ fragte sie nach jener ersten Unterredung, die gleich die entscheidende war.

In richtiger Einschätzung ihrer altjüngferlichen Psyche sagte ich ihr:

9*

„Nenne mich Bubi!“

Worauf sie vor Wonne in die Hände klatschte und ausrief:

„Ach ja — und du — nicht wahr? — du nennst mich: ‚Tilly, mein Mausi‘!“

Sie war genügsam und gab sich mit einem Kuß auf den Mund zufrieden.

Und sie hatte Taktgefühl und opferte den Tausender, den ich von ihr verlangte, mit einem unendlich zärtlichen Lächeln, das mich wegen meiner Bedürftigkeit gleichsam um Verzeihung bat.

„Mein armes, armes Manni!“ hauchte sie voll süßen Schmerzes.

Freilich war ich damals im Rauben mehr heißgierig als geschickt. Noch fehlte mir die kalte Technik.

Die Eile, mit der ich den Schein in die tiefste Tiefe meiner untersten Tasche versenkte, muß ebenso kindisch wie verdächtig gewesen sein, denn Tilly setzte hinzu:

„Aber, mein Bubi — du liebst mich doch wahrhaft und wirklich?“

Ich war klug genug und zögerte nicht, den

aufkeimenden Verdacht sofort mit einem Kuß auf den Mund zu ersticken.

Da schlang sie ihre kurzen und fetten Arme um mich, brach in krampfhaftes Schluchzen aus und lispelte die Worte:

„Mein Bubi! Mein Mausi! Mein Manni!"

So war sie.

Es wird mir ewig ein Rätsel bleiben, daß sich noch niemand ihrer täppischen Naivität und altjüngferlichen Hilflosigkeit, die eine halbe Million beschwerte, angenommen hatte.

Nun, ich wollte sehen, was sich tun ließ.

*

Zunächst holte ich mir Rat.

Ich erzählte jenem Mädchen, das mich damals in recht unheilvollen Banden hielt, der blonden Traute, von meiner Bekanntschaft.

Die blonde Traute entstammte schon einem minder gutem Hause als die dicke Tilly, war aber trotzdem in der Lage, sich im Westen Berlins eine hochherrschaftliche Wohnung zu halten, wozu nur zu bemerken ist, daß nicht sie es war, die sie bezahlte.

Traute war anfangs mißtrauisch.

„Ist sie hübsch?" fragte sie.

Ich berichtete ihr von Tillys Fett, ihrem falschen Zopf und davon, daß sie zweiundvierzig Jahre alt und Jungfer sei.

Da lachte Traute, rieb sich die Hände und meinte:

„Du — dieses Kalb halte dir warm!"

Das war auch meine Ansicht.

Und so berieten wir, was in diesem gegebenen Falle zu tun sei.

Ich war jung und zeigte mich zu allem entschlossen.

„Ich werde sie glücklich machen müssen," sagte ich.

„Du bist ein Esel," erwiderte Traute. „Es ist im Gegenteil nötig, daß du sie zappeln läßt! Das ist klar."

„Du meinst —?"

Traute nahm Haltung an.

Sie war meine Lehrmeisterin in jenen Tagen und nahm ihr Amt gewissenhaft und streng.

„Du mußt sie beherrschen,“ sagte sie mit Nachdruck, „so —“

Sie machte eine entschiedene Gebärde des Hauens.

„Wörtlich?“ fragte ich.

„Vorerst nur dem Sinn nach,“ belehrte mich Traute. „Sie muß die brutale Faust des Mannes zu kosten bekommen, des Mannes, den sie noch nicht kennt. Du drückst ihr einfach deinen Willen auf, verstehst du? Bei ihrem Fett, ihrer rostenden Unschuld und ihrem Alter geht das. Windelweich muß sie werden. Dann nimmst du sie aus.“

Ich überzählte im Geiste einen Berg von Münzen und Scheinen.

„Ich nehme sie aus,“ bestätigte ich versonnen.

„Wie einen Hering,“ sagte Traute kalt.

„Und sie — was geschieht mit ihr?“

Traute zuckte die Achseln.

„Was weiß ich — vielleicht nimmt sie einen Strick.“

Mich ekelte.

„Das ist häßlich,“ sagte ich.

„Oder sie stirbt Hungers,“ meinte Traute.

„Oder aus Gram," dachte ich.

Das schien mir die glücklichste Lösung.

*

Kann ich dafür, daß ich ein poetisches Gemüt bin?

Hol's der Teufel! Wie schleimiges Rhizinusöl liegt mir die verdammte Gefühlsduselei im Magen.

Immer wenn es darauf ankommt, zu handeln, lege ich mich auf den Bauch, kriege Bedenken und überlege ...

Natürlich erwies ich mich auch im Falle der fetten Tilly als durchaus unfähig.

Ich leistete bei weitem nicht das, was, um diese Affäre einem gedeihlichen Ende entgegenzuführen, nötig gewesen wäre.

Soviel Mühe ich mir auch gab, ich konnte mich am Ende doch nicht entschließen, der alternden Pute jene Behandlung angedeihen zu lassen, die Traute als die einzig zweckmäßige erkannt hatte.

Eine unangebrachte Milde, ein überflüssiges albernes Mitleid komplizierten die Aktion ganz unnötigerweise.

Oh, es gab Momente, in denen ich vor Männlichkeit brüllte.

Aber Tilly war ein Kalb.

Gerade dann, wenn ich im besten Zuge war, sie die ganze Kraft des stolzen, selbstherrlichen, überlegenen männlichen Tieres fühlen zu lassen, gerade dann sah sie mich mit ihren blöden wasserblauen Augen so über die Maßen ergebungsvoll an, als wollte sie sagen:

„Nimm mich hin, du mein Bubi — hier bin ich!"

Das gab dann meiner Männlichkeit ein jedes Mal einen Klapps.

Eine immense Traurigkeit beschlich mein Herz, das ja schließlich auch nur von Fleisch und Blut war, darüber, daß eine solche Unsumme von Dummheit in dieser Welt war, und, so wahr mir Gott helfe, ich konnte nicht anders, als Tilly den fetten wulstigen Nacken tätscheln und sagen:

„Meine süße dicke Tilly — welch ein übernatürliches Schaf bist du!"

Tilly fand das reizend.

Sie begrub mich an ihrem klobigen Busen,

schnappte erst ein paarmal nach Luft und überbot sich sodann an Zärtlichkeiten:

„Mein süßes, mein einziges Bubi! Mein Schmuttchen! Mein Manni!"

Das war das Ende.

Ich war fertig.

Total.

*

Als ich Traute von dem Stande der Dinge berichtete, gab sie mir eine schallende Ohrfeige und spie vor mir aus.

Sie war außer sich.

„Du bist ein Schwächling," rief sie aus, „kein Mann! Hast du alles Schamgefühl verloren? Bist du pervers? Tue einen Blick in die Natur, du Narr, und lasse dich belehren, daß immer und überall nur der Stärkere recht hat! Lies Geschichten, du Esel! Und handle!"

Zwei Stöße, die Trautes zarte Fäuste mit schlichthin bewundernswerter Kraft nach der Gegend meines Magens führten, versetzten mich urplötzlich in das gesegnete Zeitalter der Renaissance und der Kondottieri.

Sie waren wie nichts anderes geeignet, die Eindringlichkeit historischer Beweisführung zu unterstützen.

Ich stöhnte.

Traute machte mir nasse Umschläge um den Magen.

Begütigend sagte sie:

„Junge, bedenke doch, was auf dem Spiele steht: deine Zukunft! Bist du nicht jung? Hast du nicht ein Recht darauf, zu leben, dich auszuleben? Schau, die Tilly ist alt. Sie ist nutzlos. Gibt es jemand, der eine Freude an ihr hat? Es gibt niemand. Liegt etwas daran, wenn sie abkratzt? Nichts liegt daran. Niemandem wird sie fehlen. Und es tut ja auch nicht weh. Bewahre. Es gibt so wunderbare, leicht und schmerzlos wirkende Pulver ...“

„Pulver?“ fragte ich.

„Pulver,“ bestätigte Traute. „Sie wirken sicher und schmerzlos.“

Ich zitterte.

„Traute,“ sagte ich bleich, „du meinst wirklich ... ich soll ...“

Traute nickte.

Sie lächelte mich an.

Sie war in diesem Augenblicke wirklich wie ein Engel.

„Tu es, Liebling,“ sagte sie freundlich.

„Es ist aber eine Sünde,“ bemerkte ich beklommen.

„Ach wo, du tust ein gutes Werk.“

Ich zog die Stirn in sorgenvolle Falten.

„Es wird bestraft,“ wendete ich ein.

„Man wird dich nicht erwischen,“ sagte Traute. „Sieh her . . .“

Das Pulver war weiß und harmlos, es roch nicht einmal.

Seufzend steckte ich es in die Tasche.

„Wird es auch gewiß nicht wehe tun,“ fragte ich, „gewiß nicht?“

Traute tätschelte mir die Wangen, spitzte den Mund und gab mir einen Kuß.

Sanft sagte sie:

„Nein, das wird es nicht. Tilly wird einschlafen, wie immer, und nicht mehr erwachen. Keine Tilly wird mehr sein . . .“

„Ach," stöhnte ich.

Traute kitzelte mich unterm Kinn.

„Aber vergiß das Geld nicht, mein Liebling!"

*

Ich bin im allgemeinen nicht sehr für Tradition.

Hier dagegen, in einem Falle, in dem es sich um Leben und Sterben, um Sein und Nichtsein handelte, glaubte ich eines alten Brauches, der ein an sich Unmenschliches mit einem Scheine von Menschlichkeit umkleidet, nicht entraten zu können.

Ich bestellte, als Henkersmahlzeit, ein solennes Souper.

Auch sonst hatte ich die Absicht, Tilly den Tod möglichst angenehm zu machen.

Wenn es sich schon nicht anders tun ließ und sie geopfert werden mußte, dann sollte es doch in einem gewissen Sinne in Schönheit geschehen, und war es auch nur schwer angänglich, Tillys falschen Zopf mit Weinlaub zu umwinden, so sollte ihr wenigstens jene süße innere Harmonie nicht fehlen, die allen wahrhaft Liebenden den Tod so ungemein leicht macht.

Einmal wenigstens sollte Tilly, ehe sie starb,

wahrhaft glücklich werden, und ich, ihr Mörder, wollte nicht anstehen, ihr zu diesem Glücke zu verhelfen...

Vorerst freilich galt es noch, an die Erledigung einiger nüchterner Formalitäten zu denken, die an dieser Affäre doch das Wesentliche waren.

Es galt, einen großen Teil von Tillys Vermögen flüssig zu machen.

Das bare Geld, an einem bestimmten Orte verwahrt, mußte mir im entscheidenden Momente leicht zugänglich sein.

Die Sache erledigte sich unglaublich glatt.

Tilly war wirklich ein Kalb.

Sie befolgte blind, was ich ihr sagte, ohne je nach dem warum und wozu eine Frage zu tun.

Es war rührend.

Wie sie so, ahnungslos und dumm, ihrem Verderben entgegenwatschelte, glich sie einer überreifen Ente, die man aus Barmherzigkeit schlachtet.

Man fühlte es ordentlich: ein kräftiges Schlafmittel, mit etwas Liebenswürdigkeit und Entgegenkommen serviert, war hier eine Wohltat!

*

Aus dem Speisezimmer, in dem noch die Reste des genossenen Soupers standen, hatte mich Tilly in ihr Allerheiligstes, ihr Boudoir, geführt.

Hier, wo Wally, ihr Hündchen, fressend, verdauend und schlafend sein Leben zubrachte und wo sie, die Tilly, tagaus, tagein ihre spätherbstlichen Träume von Glück und Liebe hinspann, hier wollten wir plaudern.

Es ließ sich nicht leugnen, daß wir trefflich angeregt waren.

Von Tilly, deren Gang etwas Schwebendes, Schwankendes und deren Art zu reden etwas Vergeistigtes hatte, stand sogar fest, daß sie ziemlich beschwipst war.

Trotzdem hatten wir uns zweier weiterer Flaschen französischen Champagners bemächtigt.

War es doch Nacht und waren wir doch auch, hinter verschlossenen Türen und verdunkelten Fenstern, vor den Augen Unberufener sicher.

Kaum daß das diskrete Rot einer Ampel genügend Licht bot.

Tilly benahm sich auffallend melancholisch, tiefsinnig und trotzdem gefaßt glücklich.

Ahnte sie ihr bevorstehendes Ende?

Wer weiß.

Der Geist des Menschen, von einer mystischen Macht geführt, wandelt oft recht verwunderliche Bahnen.

„Du, mein Bubi," sagte sie, indem sie mich seufzend an ihre Seite zog, „das Leben ist wie ein Traum ..."

„Wie ein süßer Traum, meine Tilly," bekräftigte ich.

„Und es zerrinnt wie ein Traum," fuhr Tilly fort, „man stirbt ..."

„Wie recht du hast," gab ich ergebungsvoll zu, „man stirbt!"

„Der eine früher, der andere später ..." meinte Tilly.

„Der andere später," echote ich.

„Das ist traurig," seufzte Tilly.

„Aber wahr," wendete ich ein, „es läßt sich nichts machen."

„Nichts," lallte Tilly, und es schien, als wolle sie zusammensinken.

Aber sie raffte sich auf, tat aus dem Glase,

das ich ihr entgegenhielt, einen kräftigen Zug und nahm mich auf den Schoß.

„Mein Bubi," sagte sie, während dicke Tränen aus ihren Augen traten und ihr über die Wangen in den üppig hervorquellenden Busen hinabrollten, „mein Bubi, sprich, wirst du mich auch immer lieben?"

„Ewig," versicherte ich.

„Auch dann, wenn ich tot sein werde?"

„Auch dann."

„Schwöre es!"

„Ich schwöre!"

Tilly tat einen Schrei.

Es war die Ekstase.

Sie drückte mich an sich, daß mir angst und bange wurde.

„Manni, Mausi!" rief sie aus.

„Meine süße dicke Tilly?" fragte ich und war bemüht, mich frei zu machen.

„Manni, einen Kuß! Schnell, Mausi, du süßes!"

Ich entschlüpfte.

Sie strampelte mit ihren kurzen fetten Beinen, sie quiekte und stöhnte.

Schnell griff ich nach dem Pulver in meiner Tasche.

„Meine süße dicke Tilly," schmeichelte ich, „zuvor nimm noch dieses..."

„Was?" hauchte sie.

„Ein Pulver."

„Ein Pulver?" fragte sie enttäuscht.

„Ein Pulver, das dich beruhigen wird," belehrte ich sie.

Tilly verzog schmollend die Lippen.

„Geh, du Schlimmer," sagte sie.

Mir riß die Geduld.

Ich fackelte nicht länger.

Ohne weiter Umstände zu machen, riß ich ihr den Schnabel auf.

„Jetzt folge, alte Gans!" herrschte ich sie an. „So... immer schlucke, meine süße dicke Tilly!... immer tüchtig!... immer kräftig!... So war es recht!"

Tilly atmete auf.

Ich tätschelte ihr gutmütig den Nacken.

Dann gab ich ihr einen Schluck Wein.

„Ach, Bubi ..."

Sie verdrehte ein wenig die Augen und sank auf das Sofa.

Sie schnaufte.

„Hat es weh getan, meine Tilly?"

„Ma ... Manni ... einen Kuß! ..." hauchte sie.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Ich trank ein Glas Wein.

Ich war bereit.

*

Als man einige Tage darauf Tilly begrub, schickte ich einen netten Kranz in ihre Wohnung.

Dann ging ich auf Reisen.

Von Traute habe ich mich losgesagt.

Kleine Bibliothek Langen

Jeder Band geheftet 1 Mark

Elegant gebunden 1 Mark 50 Pf.

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 11
Marcel Prévost, Der gelbe Domino Roman

Band 12
Fritz Mauthner, Der wilde Jockey und anderes

Band 13
Ernst von Wolzogen, Vom Peperl u. a. Raritäten

Band 14
Marcel Prévost. Nimba Novelle

Band 15
Guy de Maupassant, Schwarz — Braun — Blond
Novellen

Band 16
Korfiz Holm, Schloß Übermut Novelle

Band 17
Anton Tschechoff, Starker Tobak u. a. Novellen

Band 18
Guy de Maupassant
Das Brillanthalsband und andere Novellen

Band 19
Emile Zola
Die Schultern der Marquise und andere Novellen

Band 20
Sophus Schandorph, Erste Liebe Roman

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 21

Marcel Prévost, Auf Liebeswogen Novellen

Band 22

Emile Zola, Um eine Liebesnacht u. a. Novellen

Band 23

Guy de Maupassant, Der Tugendpreis u. a. Novellen

Band 24

Marcel Prévost, Unter uns Mädchen Novellen

Band 25

Marcel Prévost, Revanche Novellen

Band 26

Jacob Hilditch, Fräulein England Novelle

Band 27

Emile Zola, Die Wasser steigen Novellen

Band 28

Freiherr v. Schlicht, Alarm Militärhumoresken

Band 29

Anton Tschechoff, Der Taugenichts Roman

Band 30

Guy de Maupassant, Die Millionenerbschaft Erzählung

Band 31

Korfiz Holm, Mesalliancen
12 Liebes- und Ehegeschichten

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 32

Marcel Prévost, Pariser Ehemänner Skizzen

Band 33

Emile Zola, Die Erdbeeren und andere Novellen

Band 34

Ludwig Thoma, Assessor Karlchen u. andere Geschichten

Band 35

Alexandre Dumas fils
Eine Jugenderinnerung und andere Novellen

Band 36

Emile Zola, Die Tanzkarte und andere Novellen

Band 37

Emanuel von Bodman
Jakob Schläpfle und andere Novellen

Band 38

Guy de Maupassant, Das Loch und andere Novellen

Band 39

Anton Tschechoff
Ja, die Frauenzimmer! und andere Novellen

Band 40

Björnstjerne Björnson, Absalons Haar

Band 41

Freiherr von Schlicht
Der nervöse Leutnant und andere Militärhumoresken

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 42

Emile Zola
Der Sturm auf die Mühle und andere Novellen

Band 43

Lieber Simplicissimus
100 Anekdoten aus dem Simplicissimus

Band 44

Lieber Simplicissimus
100 Anekdoten aus dem Simplicissimus Zweite Folge

Band 45

Knut Hamsun, Die Stimme des Lebens Novellen

Band 46

Anton von Perfall, Die Malschule Novelle

Band 47

Guy de Maupassant
Unnütze Schönheit und andere Novellen

Band 48

Björnstjerne Björnson
Mutters Hände und andere Erzählungen

Band 49

Emile Zola, Ein Bad und andere Novellen

Band 50

Anton von Perfall, Die Hexe von Norderoog Novelle

Band 51

Anton Tschechoff, Schatten des Todes Erzählung

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 52
A. Hauschner, Daatjes Hochzeit Novelle

Band 53
Maxim Gorki, Ein Verbrechen und andere Geschichten

Band 54
Guy de Maupassant
Bett neunundzwanzig und andere Novellen

Band 55
Frank Wedekind, Mine-Haha

Band 56
Dora Duncker, Lottes Glück — Totgelacht Novellen

Band 57
Paul Busson, Aschermittwoch Novelletten

Band 58
Björnstjerne Björnson, Ein Tag — Ivar Bye
Erzählungen

Band 59
Curt Julius Wolf, Moderne Minneritter Novellen

Band 60
Marcel Prévost, Die kleine Venezolanerin u. a. Novellen

Band 61
Maxim Gorki, Zigeuner und andere Geschichten

Band 62
Gustav Meyrink, Der heiße Soldat u. andere Geschichten

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 63

Guy de Maupassant, Frau Parisse u. andere Novellen

Band 64

Peter Schlemihl (Ludwig Thoma)
Grobheiten Simplicissimusgedichte

Band 65

Peter Schlemihl (Ludwig Thoma)
Neue Grobheiten Simplicissimusgedichte

Band 66

Otto Julius Bierbaum
Die Haare der heiligen Fringilla und andere Novellen

Band 67

Emile Zola, Lili und andere Novellen

Band 68

Leo Tolstoi, Vierzig Jahre Eine kleinrussische Legende

Band 69

Guy de Maupassant, Mondschein Novellen

Band 70

Ludwig Thoma (Peter Schlemihl), Die Wilderer

Band 71

Freiherr von Schlicht, Der Lügenmajor Militärhumoresken

Band 72

Dr. Owlglaß, Der saure Apfel Simplicissimusgedichte

Band 73

Friedrich Perzynski, Weltstadtseelen Novelletten

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 74
Guy de Maupassant, Die kleine Roque Novellen

Band 75
Emile Zola, Nantas Novellen

Band 76
Lieber Simplicissimus
100 Anekdoten aus dem Simplicissimus Dritte Folge

Band 77
Maxim Gorki, Ein Vagabund Erzählung

Band 78
Emile Zola, Meine Liebste Novellen

Band 79
Guy de Maupassant, Fräulein Perle Novellen

Band 80
Ludwig Thoma, Pistole oder Säbel? und anderes

Band 81
Holger Drachmann, In Sturm und Stille Seegeschichten

Band 82
Korfiz Holm
Die Sünden der Väter u. andere ironische Geschichten

Band 83
Freiherr von Schlicht
Der Dichterleutnant und andere Militärhumoresken

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 84

Guy de Maupassant, Die Schauspielerin u. and. Novellen

Band 85

Lieber Simplicissimus, Hundert Anekdoten Vierte Folge

Band 86

Roda Roda, Adelige Geschichten

Band 87

Emile Zola, Ein Leben in Liebe Novellen

Band 88

Maxim Gorki, Spleen Erzählung

Band 89

Guy de Maupassant, Fräulein Cocotte Novellen

Band 90

Alfred Polgar
Der Quell des Übels und andere Geschichten

Band 91

Bo Bergman
Die Reise nach Paris und andere Geschichten

Band 92

Lieber Simplicissimus
100 Anekdoten aus dem Simplicissimus Fünfte Folge

Band 93

Guy de Maupassant, Bauerngeschichten

Band 94

Guy de Maupassant, Neue Bauerngeschichten

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 95

Anatole France, Revolutionsgeschichten

Band 96

F. M. Dostojewski
Die fremde Frau und der Mann unterm Bett

Band 97

Guy de Maupassant, Diamanten und andere Novellen

Band 98

Lieber Simplicissimus
100 Anekdoten aus dem Simplicissimus Sechste Folge

Band 99

Selma Lagerlöf
Schwester Olives Geschichte und andere Erzählungen

Band 100

Ludwig Thoma, Moritaten

Band 101

Victor Auburtin, Die goldene Kette und anderes

Band 102

Gabriele D'Annunzio
Aus jungfräulichen Landen Farbenskizzen

Band 103

Heinrich Schäff, Abseits Lieder meines Lebens

Band 104

Anatole France, Der Statthalter von Judäa u. anderes

Kleine Bibliothek Langen

Ferner erschienen

Band 105

Guy de Maupassant, Ein Abend und andere Novellen

Band 106

Alexander Castell, Die mysteriöse Tänzerin

Band 107

Barbra Ring, Anne Karine Corvin

Band 108

Bruno Wolfgang, Die schöne Frau

Band 109

Carl Ewald, Der Garten der Sulamith

Band 110

Arnold Zweig
Aufzeichnungen über eine Familie Klopfer

Band 111

Ludwig Thoma, Kirchweih

Band 112

Barbra Ring, Zwei Jahre später

Band 113

Hermann Wagner,
Sieg der Dummheit und andere Geschichten

Band 114

Bruno Wolfgang, Hexentanz und andere Geschichten

Band 115

Joseph Conrad
Das Biest und andere Erzählungen

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders, Großbuchbinderei, Leipzig


Princeton University Library
32101 068185188